



Attersee Report

Legitimität

H. Faber · Verzeitlichte Utopie

Jörg Mayer · Wer legitimiert die Algorithmen?

Arnulf Helperstorfer · Próspera – Die moderne Polis als Dienstleistungsunternehmen?

Norbert Nemeth · Jeanne d'Arc – Wenn Literatur tötet

Rolf Stolz · Was man schreibt und warum



Ausgabe Nr. 33 · Juni 2022



*Iuris praecepta sunt haec:
honeste vivere,
alterum non laedere,
suum cuique tribuere.*

Corpus Iuris Civilis:
Institutiones Iustiniani 1,1,3

Coverbild:
Reichsschwert
auch bekannt als *Mauritiusschwert*
Bestandteil der Reichsinsignien
Kaiserliche Schatzkammer, Wien

Abbildung auf dieser Seite:
Die Welt empfängt von den Kaisern Hadrian
und Justinian die von Natur, Gerechtigkeit
und Weisheit diktierten Gesetze
Charles Meynier, 1803

Vorwort

Sehr geehrte Damen und Herren!



Das politische Denken ist von zwei Begriffen bestimmt, die sehr ähnlich klingen, jedoch Verschiedenes meinen. Zum einen ist es die Legalität, zum anderen die Legitimität, der wir diese Ausgabe des Reportes gewidmet haben. Unter dem Legalitätsprinzip versteht der Jurist, dass hoheitliches Handeln ausschließlich auf Basis einer Rechtsgrundlage erfolgen darf. Der Bescheid setzt das einfache Gesetz voraus, das einfache Gesetz setzt das Verfassungsgesetz voraus, die Verfassung wiederum basiert auf ihren Grundprinzipien.

Und warum gelten die? Hier soll – so will es der Rechtspositivismus – die Fragerei ein Ende haben, obgleich es genau an diesem Punkt beginnt, spannend zu werden: Worin liegt die Rechtfertigung dafür, dass es den Staat samt seinen spezifischen staatlichen Prinzipien überhaupt gibt? Und worin liegt die Rechtfertigung dafür, dass die Organe des Staates bestimmen dürfen, wie sich die Rechtsunterworfenen zu verhalten haben? Wer hat diesen Organen das Gewaltmonopol überhaupt überlassen?

Wer sich mit diesen Fragen beschäftigt, hat die Sphäre der Legitimität betreten. Sie zu definieren und auf Basis dieser Definition eine Rechtsordnung zu formulieren, ist das Handwerk großer Geister. Die Römisch-Deutschen Kaiser durften herrschen, um das Christentum zu verteidigen, insbesonde-



re wider den Islam. Vor dem Hintergrund des Niederganges des Reiches formulierte Friedrich von Schiller seine Weltanschauung der Deutschen Kulturnation, somit eines *Nomos*, der auf den Werten der Familie, des Privateigentums und der bürgerlichen Freiheit aufgebaut und vom ästhetischen Menschenbild der Antike getragen sein sollte.

Und heute? Worin liegt heutzutage die Rechtfertigung von Macht? Im Friedensprojekt Europa? In der Bekämpfung der Pandemie? Im Hass auf Trump und Putin? In der Realisierung von Migrationspakten und Klimazielen? Man muss nicht lange sinnieren, um den pseudo-religiösen Charakter von all dem auszumachen, wobei der totalitäre Beigeschmack den fehlenden theologischen Kern nicht zu substituieren vermag.

Die Legitimitätskrise zeigt sich auch in weit banaleren Dingen. Zum Beispiel in einer Bundesregierung, mit der nur mehr ein Drittel der Wahlberechtigten einverstanden ist. Und in einem Nationalrat, der unter völlig anderen Vorzeichen gewählt wurde. Und in einem Bundespräsidenten, der sich scheut, die verfassungsrechtlich gebotenen Schnitte zu vollziehen. Der abstrakte Begriff der Legitimität reicht somit weit in den tagespolitischen Diskurs hinein. Die großartigen Beiträge in diesem Heft beweisen es.

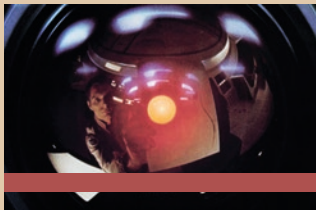
Herzlichst Ihr
ParlRat Mag. Norbert Nemeth
Herausgeber

Inhalt



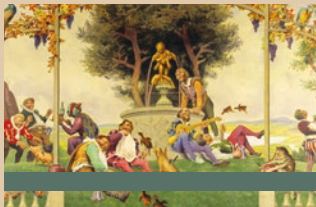
Generalthema:

Das Legitime und das Usurpierte	6
Verzeitlichte Utopie	8
Gott, die Politik und der Teufel	18
Am Übergang der Macht	23
Jonathan Mayhew und der Geist der Amerikanischen Revolution ...	28
Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten	33



Österreich:

Wer legitimiert die Algorithmen?	34
Die Wahl der Qual	39



International:

Próspera – Die moderne Polis als Dienstleistungsunternehmen?	40
Die Kehrseite	45



Feuilleton:

Jeanne d'Arc – Teil 1: Wenn Glaube tötet	46
Durrutis kurzer Sommer der Anarchie	53
Der Geist, der an sich selbst zerbrach	57



Besprechungen:

Was man schreibt und warum	58
Adharas Stimme	66
Impressum	67

Editorial

Werte Leser!



In mehr als einer Ausgabe unseres Reports hat sich, Sie werden sich vielleicht erinnern, Gerhard Schlüsselberger damit beschäftigt, was eine Gesellschaft im Innersten zusammenhält. Der hohe soziale Zusammenhalt und ein wohleingeübtes Vertrauen in unsere gemeinschaftlichen Institutionen stand für uns Österreicher dabei immer auf der Habenseite.

Nun, am Ende der politisch *ad nauseam* ausgedehnten Pandemiemaßnahmen – der gelernte Regierungsbeobachter weiß freilich: aufgeschoben heißt nicht aufgehoben! – bleiben viele Landsleute mit dem Gefühl zurück, dass der Zusammenhalt verspielt, das einst so selbstverständliche Vertrauen missbraucht und generell mit uns allen Schindluder getrieben wurde. Wenn in früheren Jahren oft von einer vermeintlichen „Politikverdrossenheit“ die Rede war, so nimmt sich die jetzige Lage eher als eine grundsätzliche Legitimitätskrise aus. Der Tenor, den man vielerorts unter der Hand vernimmt, läuft auf die Frage zu: Woher nahmen all diese inkompetenten Sonntagsschwätzer (in Grün) und karrieristischen Yuppies (in Türkis) eigentlich das Recht, in unser aller Leben derart herumzufuhrwerken? Wer hat ihnen dieses Mandat gegeben, wo doch vor den letzten Wahlen eine völlig andere Politik versprochen worden war, als sie seitdem betrieben wird? Und wie kann sich ein Volk dagegen wehren, so hinters Licht geführt zu werden und der schrittweisen Selbst-Destruktion des politischen Apparats zusehen zu müssen?

Denn anders lässt sich das, was die einst staatstragende ÖVP in dieser Republik, gestützt von einem grünen Bundespräsidenten und einem grünen Juniorpartner, seit Jahren aufführt, nicht mehr be-



schreiben. Das Dramatische ist hier auch die innere Diskrepanz: Während Landeshauptleute wie ein Thomas Stelzer seit vielen Jahren eine erfolgreiche Reformpartnerschaft, mit Manfred Haimbuchner als freiheitlichem Antriebsmacher, führen, verwaltet Bundeskanzler Karl Nehammer auf Bundesebene nur mehr einen politi-

schen Scherbenhaufen – den er zwar als Erbe umgehängt bekommen hat, den zu bewältigen er aber offensichtlich nicht die Durchsetzungskraft besitzt. Und so schlingert Österreichs Politik nun in den zeitgeistigen Fahrwassern hin und her.

Das Paradebeispiel dafür war jener völlig unverhältnismäßige, radikale Lebensschutz, der die gesamte Coronapolitik determinierte und neben dem die bürgerliche Freiheit als eine amoralische Zumutung galt. Dass dies alles freilich keinen Prinzipien folgte, zeigt sich sogleich, wenn man an andere Bereiche des Lebensschutzes denkt, in denen die individuelle Freiheit plötzlich wieder das *non plus ultra* darstellt. Und spätestens, wenn man sich vor Augen hält, wie sehr die politmediale Klasse bereits mit einem NATO-Beitritt liebäugelt, und dass unsere Regierung nicht einmal mehr davor zurückschreckt, Absonderlichkeiten wie den Beitritt der Ukraine zur EU zu unterstützen, weiß man, dass nicht nur die jahrzehntelangen Traditionen unserer Republik, sondern auch jegliche Restbestände an Vernunft mittlerweile zur Disposition stehen.

Eins sollte bei alledem klar sein: Ein Staatsschiff, das so führungslos auf dem politischen Meer treibt und von jeder tagespolitischen Welle mal hierhin, mal dorthin geworfen wird, wird den sicheren Hafen nicht mehr finden. Es wird sich nur selbst in immer chaotischere Bewegung versetzen.

Ihr Jörg Mayer, Chefredakteur

Das Legitime und das Usurpierte



Wenn man nämlich nur etwas von den Verfassungsbelangen aufgibt, wird man danach auch einen anderen, um ein wenig größeren Teil, leichter in die verändernde Bewegung setzen, so lange, bis man eben die ganze Ordnung in Bewegung gebracht hat.

Das traf aber auch bei der Staatsverfassung der Thurioi zu. Während es nämlich das Gesetz gab, daß man nur alle fünf Jahre Feldherr sein durfte, traten einige jüngere kriegerische Leute auf, waren bei der Menge der Wächter angesehen, verachteten aber die mit den Staatsgeschäften Betrauten und meinten, diese leicht in den Griff zu bekommen; also unternahmen sie es zuerst, dieses Gesetz aufzulösen, so daß es gestattet sein konnte, daß dieselben ununterbrochen Feldherren wären, wobei sie sahen, daß das Volk für sie bereitwillig stimmen würde.

Doch die für diese Sache eingesetzten Beamten, die sogenannten Symbulen, setzten zwar zuerst dazu an, sich dagegen zu stellen, ließen sich aber dann überreden, wobei sie annahmen, daß man nach Änderung dieses Gesetzes die übrige Staatsverfassung unangetastet lassen würde; später aber, als noch anderes in verändernde Bewegung geriet, wollten sie es verhindern, richteten aber nichts mehr aus, vielmehr änderte sich die gesamte Ordnung der Verfassung in Richtung einer Dynastenherrschaft jener Leute, die die Neuerungen unternommen hatten.

aus: Aristoteles, Politik (5. Buch, 1307a 4f.)





Generalthema

Aristoteles, Rembrandt Harmensz van Rijn, 1653
New York, Metropolitan Museum of Art

Verzeitlichte Utopie

Von H. Faber



In den Völkern der Welt ist eine Zeitlichkeit. Aber der Staat verfolgt den notwendig immer zu erneuernden Versuch, den Völkern in der Zeit Ewigkeit zu geben.¹

Zeit²

Staatliche Rechtsordnungen werden ungeachtet ihres Wandels als komplexe kulturell-soziale Phänomene in einer größeren zeitlichen Dimension verstanden. Auf Grundlage des Entstehens und Vergehens von Rechtsvorschriften und Rechtsakten werden Rechtsordnungen in ihrer historischen Existenz und Dauer durch eine Rechts- und Staatslehre aus dem konkreten Zeitmaß des Kalenders herausgehoben und als eine zeitübergreifende Einheit in die größeren Zeitabschnitte und Zeiträume der Kultur gestellt. Über längere Zeitspannen verschmilzt

die Rechts- und Staatengeschichte mit einer umfassenden Kulturgeschichte. Die Zeitmaße der Kulturgeschichte sind Ären, Epochen, Zeitalter.³

Der Mensch trägt von Natur aus die Zeitlichkeit des Anfangs, der Dauer und des Endes seiner Existenz in sich. Sein Wirken und Denken stehen unter dem Gesetz von Statik und Dynamik seiner eigenen Existenz in Zeit und Raum. Zeitvorstellungen der Kultur haben ihren Geltungsgrund in der terroristischen und kosmischen Statik und Dynamik der Natur.⁴

Utopie⁵

Der gegenwärtige sprachliche Assoziationshof des Wortes „Utopie“ ist überwiegend negativ konnotiert. Die Kategorie „Utopist“ gilt als Negativbezeichnung gegen jeden politischen Gegner.⁶ In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bzw. zur Jahrhundertwende entstehen vermehrt negative Utopien, wobei diese zum Teil auf die Zukunfts-

staatsentwürfe reagieren, um eine absolut gerechte Gesellschaft zu realisieren. Es entsteht sohin eine Art neue Gattung der negativen Utopie von Aldous Huxley über Carl Schmitt bis George Orwell.⁷

Ob Utopie positiv oder negativ verstanden wird, hängt im Wesentlichen von der politischen Einstellung derer ab, die den Ausdruck verwenden.⁸

Die Scharlachpest

Als konkretes Beispiel einer negativen Utopie – vor dem Hintergrund des Jahres 2020 und des In-die-Welt-Tretens des Coronavirus, das nicht nur in die äußeren Erscheinungsformen des bürgerlichen Lebens greift, sondern die Grundlagen des bürgerlichen Lebens, nämlich Menschen-

bild, Wertvorstellungen und Traditionen, in denen sie wurzeln, auflöst und zu einer Stilllegung des kulturellen Lebens führt, ist zunächst Jack Londons *Die Scharlachpest* in Erinnerung zu rufen.

Jack London ist vor allem als Autor des *Goldrausches* in einer Tradition mit Hermann Löns



als Tiererzähler⁹ bekannt. Neben Kriegsberichten schildert er als erster „Undercover“-Journalist in *Menschen der Tiefe*¹⁰ die prekären Lebensverhältnisse in einem aufgeklärten Industriestaat.

In der Scharlachpest zeichnet London in meisterhafter bildhafter Sprache das Schicksal einiger weniger Überlebender einer im Jahr 2013 ausgebrochenen Pandemie. Ein älterer Greis (Überlebender der Vorzeit) erzählt den Jüngeren das Wissen „von den Zeiten wie damals“, um die Vergangenheit vor dem vollständigen Untergang zu bewahren. Die Aktualität in Eintritt der im Jahr 1912 für das Jahr 2013 verfassten Prognose und Utopie ist erhellend. Doch lassen wir London selbst sprechen:

„Die Kultur und die Sprache haben sich im Sinne von Redeweisen und Begrifflichkeiten verändert, die Sprache ist primitiver geworden, sie reden mit einsilbigen Worten und kurzen abgebrochenen Sätzen, ihr Kauderwelsch ist eine Sprache. Und doch war sie durchzogen von Spuren grammatischer Konstruktion und Reste der Formen einer überlegenen Kultur waren erkennbar.“¹¹

Eindrücklich wird der Ausbruch der Seuche sowie der Ablauf der ersten Fälle in den Zentren der Zivilisation geschildert, wobei die Seuche sich unaufhaltsam und mit hoher Geschwindigkeit ausbreitet und jeden Versuch, ein Heilmittel dagegen zu finden, zunichtemacht.

„Von den ersten Anzeichen ab würde man nach einer Stunde tot sein. Bei manchen dauert es mehrere Stunden. Viele starben binnen 10 oder 15 Minuten nach dem Auftreten erster Symptome. Der Herzschlag beschleunigte sich und die Körpertemperatur stieg. Dann kam ein scharlachfarbener Ausschlag, der wie ein Lauffeuer sich über Gesicht

und Körper verbreitete. Die meisten bemerkten den Anstieg von Puls und Temperatur nicht...“

Infolgedessen bricht Panik und Aufruhr aus. Bewaffnete Banden ziehen durch die Straßen, plündernd und brandstiftend: *„inmitten unserer zivilisierten Welt, tief unten in den Slums und Arbeiterghettos, hatten wir eine Rasse von Barbaren und Wilden gezüchtet, und nun in der Stunde unserer Not, wandten sie sich gegen uns wie die wilden Tiere, die sie waren, und sie zerstörten uns. Und sich selbst zerstörten sie gleicherweise.“*

Einhergehend mit dem Niedergang verschwanden auch die landwirtschaftlichen Kulturspuren: *„Der Weizen, die Gemüse, die Obstbäume, immer waren sie von Menschen versorgt und gepflegt worden und daher weich und empfindlich. Das Unkraut, Gesträuch und dergleichen dagegen waren immer bekämpft worden von Menschen und waren daher zäh und widerstandsfähig. Das Ergebnis: sobald der menschliche Einfluss verschwunden war, wurden die Kulturpflanzen von der Wildnis praktisch vollständig überwältigt und zerstört.“*

In einem – von keiner Frage unterbrochenen – Monolog schildert der aus der Vorzeit Vorangegangene den Nachfahren die einstige vergangene, untergegangene Zeit:

„Was ist Geld, Großpa?“ „Du tust immer, als bedeuten die kleinen Zeichen etwas.“

„Mayonnaise! Der Gedanke allein – Mayonnaise! Und 60 Jahre ist es her, dass die letzte bereitet wurde! 2 Menschenalter und nicht eine Messerspitze davon! Ach du lieber Gott – damals wurden sie in jedem Restaurant zu Krebsen gereicht.“

„Damals wohnten 8 Millionen Menschen in San Francisco, und jetzt sind es in der ganzen Stadt,



Die nächste Generation wird Knochen und Muscheln tragen.



ja im ganzen Lande alles in allem noch keine 40. Auf dem Meer draußen waren Schiffe, viele, viele Schiffe zu sehen, die durch das goldene Tor ein- und ausfahren. Luftschiffe in der Luft – lenkbare Luftschiffe und Flugzeuge! Sie konnten 800 Meilen in der Stunde zurücklegen. Das forderten die Verträge mit der New Yorker und San Francisco Post als Mindestleistung. Da war ein Kerl, ein Franzose – seinen Namen habe ich vergessen – der brachte es auf 900! Das war jedoch zu riskant, zu riskant für konservative Leute. Aber er war doch auf dem rechten Wege und er würde es fertig gebracht haben, wenn die Pest nicht gekommen wäre! Als ich noch ein Knabe war, gab es doch Menschen, die sich an das erste Flugzeug erinnerten und dann erlebte ich das letzte – das ist 60 Jahre her.“

„Wo sich einst 8 Milliarden Menschen tummelten, streifen heute Wölfe umher, und die wilden Sprösslinge unserer Länder vereinigen sich mit prähistorischen Waffen gegen die vernichtenden Zähne. Welch ein Gedanke! Und das alles nur infolge des scharlachfarbenen Todes ...“

„Ihr seid die wahren Wilden. Hat sich schon die Sitte eingebürgert, menschliche Zähne als Schmuck zu tragen?! Die nächste Generation wird Knochen und Muscheln tragen. Ich weiß es. Die menschliche Rasse ist dazu verdammt, immer tiefer in die Nacht der Primitivität zurückzusinken, ehe sie von Neuem ihren blutigen Aufstieg zur Zivilisation antritt. Sobald wir uns vermehren und Raummangel verspüren, werden wir beginnen, uns gegenseitig totzuschlagen. Und dann,



Und dann, denke ich, werdet ihr Skalpe am Gürtel tragen.



denke ich, werdet ihr Skalpe am Gürtel tragen – wie du, Edwin, der sanfteste von meinen Enkeln, es ist schon wie mit diesem widerlichen Schweineschwanztoast.“

„Die Welt war voll von Menschen. Die Zählung im Jahr 2010 ergab für die ganze Welt 8 Milliarden – 8 Krebsschalen, ja, 8 Milliarden.“

„Und im Jahr 2000 lebten 500 Millionen Menschen allein in Europa.“

„Ihr wisst, was Krankheit ist. Wir nannten es Seuche. Seht, viele dieser Seuchen entstanden durch etwas, was wir Bakterien nannten. Behalte dieses Wort – Bakterien. Eine Bakterie ist ein ganz winziges Ding. Sie ist wie die Milbe, die ihr im Frühling auf den Hunden findet, wenn sie durch die Wälder laufen. Nur dass die Bakterien

viel kleiner sind, sie sind so klein, dass ihr sie gar nicht sehen könnt.“

„Als sich die Menschen aber vermehrten und eng beieinander in großen Städten lebten, entstanden neue Krankheiten, und neue Bakterien gelangten in ihre Körper. Auf diese Weise wurden zahllose Millionen und Milliarden von Menschen getötet. Und je dichter die Menschen beieinander hausten, desto schrecklicher waren die Krankheiten, die neu entstanden. Lange vor meiner Zeit fegte die Pest über Europa dahin. Oftmals kam sie. Obwohl die Menschen dicht gedrängt wohnten, wurden sie von der Tuberkulose ergriffen. 100 Jahre vor meiner Zeit kam die Beulenpest. In Afrika gab es die Schlafkrankheit.“



*Gesetz und Ordnung hatten aufgehört.
Die Leichen blieben unbeerdigt auf der Straße liegen.*



„Und 1910 kam die Pellagra, sowie der Hackenwurm. Diese Keime wurden leicht durch die Bakteriologen getötet. 1997 jedoch entstand eine neue Krankheit, die man bis dahin nie gesehen hatte. Sie befiel kleine Kinder von 10 Monaten und darunter und nahm ihnen die Fähigkeit, Hände und Füße zu bewegen, zu essen oder sonst irgendetwas zu tun, und die Bakteriologen brauchten 11 Jahre, um herauszubekommen, wie sie diese Bakterien töteten und die kleinen Kinder retten konnten.“

„Wir sprachen in jenen Tagen auf Tausende und Abertausende von Meilen durch die Luft. Und auf diesem Weg kam die Nachricht von einer merkwürdigen Krankheit, die in New York ausgebrochen war. 17 Millionen Menschen lebten damals in dieser vornehmsten Stadt Amerikas. Aber niemand beachtete die Nachricht. Es war nichts von Bedeutung. Es hatte nur ein paar Tote gegeben. Sie schienen jedoch sehr schnell gestorben zu sein und eines der ersten Anzeichen der Krankheit war, dass das Gesicht und der Körper rot wurden.“

„Binnen 24 Stunden erreichte die Nachricht von dem ersten Todesfall Chicago. Und schon am selben Tag kam es heraus, dass Tokio, neben Chicago die größte Stadt der Welt, seit zwei Wochen heimlich gegen die Seuche kämpfte, aber die ganzen Nachrichtendienste unter Zensur gestellt hatte. D.h., man hatte verboten, der übrigen Welt mitzuteilen, dass die Seuche in Tokio wütete. Es sah ernst aus, aber weder in Kalifornien noch sonst irgendwo in der Welt war man ängstlich. Wir waren überzeugt, dass die Bakteriologen ein Mittel finden würden, diesen neuen Keim zu besiegen, wie sie früher andere Keime besiegt hatten. Das beunruhigende war jedoch die Schnelligkeit, mit der diese Bakterien den menschlichen Organismus zerstörten, sowie die

Tatsache, dass sie unrettbar jeden menschlichen Körper, den sie befielen, töteten. Keiner, der an der Scharlachpest erkrankt ist, ist je genesen.“

„Aber die neue Seuche arbeitete schneller. Von dem Augenblick an, da sich die ersten Anzeichen bemerkbar machten, dauerte es nur eine Stunde, bis der Mensch tot war. Bestenfalls dauert es einige wenige Stunden. Viele starben binnen 10 oder 15 Minuten nach Erscheinen der ersten Anzeichen.“

„Sie versuchten, die Seuche mit anderen Bakterien zu bekämpfen, d.h., in den Körper eines Kranken solche Bakterien einzuführen, die Feinde der Seuchenkeime waren...“

„Ich traf Rektor Hoag in seinem Büro. Er war ganz allein, er sah sehr alt und sehr grau aus, und sein Gesicht hatte unzählige Runzeln, die ich noch nie gesehen hatte. Bei meinem Anblick fuhr er hoch, taumelte in sein Privatbüro, schlug die Tür hinter sich zu und riegelte ab. Seht ihr, er wusste schon, dass ich mich der Gefahr ausgesetzt hatte und er fürchtete mich.“

„Er sagte mir, dass er aus Furcht, sich anzustecken, das Haus verlassen und unsere beiden Schwestern mitgenommen hätte, und dass sie bei Professor Bacon wohnten. Er riet mir, zu bleiben und abzuwarten, ob ich angesteckt wäre oder nicht.“

„Durch das Telefon konnte ich mit allen sprechen und Neuigkeiten erfahren. Dazu gab es auch Zeitungen und die ließ ich mir vor die Tür legen, um zu erfahren, was in der übrigen Welt vorging. In New York City und Chicago herrschte das Chaos. Wie dort, so war es auch in allen anderen Großstädten. 1/3 der gesamten New Yorker Polizei war tot. Der Polizeichef war tot und der Bürgermeister auch. Gesetz und Ordnung hatten aufgehört. Die



*10.000-jährige Kultur und Zivilisation
vergingen wie Spreu im Winde.*



Leichen blieben unbeerdigt auf der Straße liegen. Eisenbahnen und Automobile, die Lebensmittel und andere Dinge in die großen Städte schafften, fuhren nicht mehr und eine Meute von hundert Armen plünderten Speicher und Warenhäuser. Mord, Raub und Trunkenheit herrschten überall. Schon war das Volk zu Millionen aus der Stadt geflohen – zuerst die Reichen in ihren Privatautomobilen und lenkbaren Luftschiffen – und dann zu Fuß, die Seuche mit sich schleppend, die große Masse der Bevölkerung.“

„Die Menschen, die in der Stadt geblieben waren – er schätzte sie auf einige 100.000 – waren aus Furcht und durch vieles Trinken verrückt geworden...“

„Er verkündete jedoch, dass nach einer Mitteilung aus Berlin – d.h. aus Deutschland – ein Bakteriologe der Metschnikow-Schule namens Hoffmeyer ein Serum gegen die Seuche entdeckt hätte.

„Seit 60 Jahren besteht diese Welt nicht mehr für mich. Ich weiß, dass es Orte wie New York, Erdteile wie Europa, Asien geben muss, aber in all diesen 60 Jahren ist keine Nachricht mehr von ihnen zu uns gedrungen. Mit dem Scharlachtot fiel die Welt unwiederbringlich auseinander. 10.000-jährige Kultur und Zivilisation vergingen wie Spreu im Winde. Ich erzählte euch von den Luftschiffen der Reichen. Die trugen die Seuche mit sich und wohin sie flogen, starben die Menschen.“

„Ich sagte ihm, die Flucht aus den Städten sei Wahnsinn, die Krankheit mache sich bei mir nicht bemerkbar, und das Einzige, was für uns und unsere Angehörigen zu tun sei, wäre, uns an irgendeinem sicheren Ort zu isolieren. Wir entschieden uns für die chemischen Laboratorien der Universität und entschlossen uns, dort Lebensmittel in genügender Menge hinzuschaffen, um mit Waffengewalt zu verhindern, dass andere Menschen uns in unserer Abgeschiedenheit ihre Gegenwart aufdrängen.“

„Die Zeit, da man derartiges getan hatte, war vorbei. Die Zivilisation zerfiel, und jeder stand für sich allein.“

„Überhaupt wurde eine Anzahl von Komitees ernannt und eine tatkräftige Organisation ins Leben gerufen.“

„Wir ließen die Toten liegen, wo sie hingefallen waren und zwangen die Lebenden, sich in einem anderen Zimmer zu isolieren. Aber auch unter uns anderen war die Seuche nun zum Ausbruch gekommen.“

„Und bis auf den heutigen Tag habe ich kein Luftschiff mehr gesehen. Immer wieder durchforschte ich in den kommenden Jahren den Himmel nach ihnen, in der Hoffnung, dass sich noch irgendwo in der Welt ein Rest der Zivilisation erhalten hätte, aber vergebens. Was in Kalifornien vor sich gegangen war, musste sich wohl in der ganzen Welt ereignet haben.“

Buribunken

Ob Carl Schmitt ihn gekannt oder seine Werke gelesen hat, wissen wir nicht, denkbar wäre es aufgrund des erreichten Lebensalters. Umgekehrt lässt sich dies wohl aufgrund des frühen Todes von Jack London eher ausschließen. Carl Schmitt

verfasste im Jahr 1918, also nahezu zeitgleich im Angesicht des Ersten Weltkriegs, eine später von Koselleck als „negativ“ bezeichnete Utopie. In den *Buribunken* schildert Schmitt anschaulich den „Aufzeichnungsterror“:



*Eine Norm, die besagt, dass man auf das Gute verzichten müsse,
um das Gute zu retten, ist ebenso falsch, wie die, ...*



„Jeder Buribunke und jede Buribunkin ist verpflichtet, für jede Sekunde ihres Daseins Tagebuch zu führen. Die Tagebücher werden mit einer Kopie täglich abgeliefert und kommunalverbandweise vereinigt. Die gleichzeitig vorgenommene Sichtung erfolgt sowohl nach Art eines Sachregisters wie nach dem Personalprinzip“ und ist an Aktualität

angesichts der Digitalisierung, der Überwachung sowie der Auswertung jedes Chats und jeder WhatsApp-Nachricht nicht zu übertreffen.

Der Buribunkenstaat als totale Überwachung des Wissens und Lebens seiner Mitglieder oder Insassen – Europa – die bloße Benutzungsoberfläche, letztlich geschichtslos, gesichtslos, boden- und positionslos.¹²

Die Verzeitlichung der Utopie¹³

Koselleck – ein Schüler Schmitts, mit dem er in stetem Briefwechsel steht – erhält von seinem Lehrer die *Buribunken* am 29.09.1973 – 55 Jahre nach ihrem erstmaligen Erscheinen¹⁴, für deren Zusendung sich Koselleck am 30.12.1973 besonders bedankt. Mit Brief vom 17.06.1981 berichtet Koselleck über einen (anlässlich einer Tagung unter Bezugnahme auf den 1973 erhaltenen Beitrag gehaltenen) Vortrag über die „Verzeitlichung der Utopie“. Seinen Vortrag übermittelt Koselleck am 10.04.1983 mit den Worten „So möchte ich Ihre negative Utopie zu den so großen wie knappen und hintergründigen, unausschöpfbaren Texten zählen, die Sie verfasst haben.“

Für Koselleck erfolgte am Beginn des 20. Jahrhunderts eine Transformation der klassischen Utopie-Traditionen und der dialektische Umschlag¹⁵. Die soziotechnischen Rahmenbedingungen bestimmten das utopische Denken. Die wandelnden Verhältnisse zur Technik¹⁶ und die Krise des Fortschrittdenkens begründeten berechtigte Zweifel am Glauben einer Dienstbarkeit der Technik im Dienste des menschlichen Fortschritts¹⁷. Die Massen hegten eine Pseudoreligion der Technik, und jeder technische Fortschritt war in den Augen eine Vervollkommnung des Menschen selbst, ein direkter Schritt zu dem irdischen Paradies dieser Welt.¹⁸

Allerdings ist – so Schmitt – zwischen dem technischen und dem modernen Fortschritt

zu differenzieren, technischer Fortschritt und die moralische Vervollkommnung gehen nicht die gleichen Wege. Eine Vollendung findet die Destruktionskraft der modernen Technik in den Materialschlachten der Kriege¹⁹, die eine Zivilisationswüste²⁰ zurücklassen. Daneben sind zweifelsohne das sozialistische Experiment sowie die damit einhergehenden Schreckensszenarien einer total reglementierten und verelenden Gesellschaft mit Aufbau eines staatlichen Gewaltapparates, die Herabsetzung der breiten Masse der Bevölkerung zu Objekten des „Social Engineering“ kennzeichnend. Schließlich die fehlende Balance und offene Diskrepanz zwischen dem Niveau der Naturkontrolle, der Selbstkontrolle des Menschen und der Gesellschaftskontrolle. Diese drei Faktoren und die wachsende Abhängigkeit des Einzelnen von der Technik führen zu einer nachhaltigen Schwächung der Autonomie des Individuums: Technik als Mittel der Unterdrückung und Bedrohung im Weltmaßstab.

Koselleck schließt seine Ausführungen in seinem Beitrag *Zur Verzeitlichung der Utopie*: „Vergessen wir nicht den prognostischen Gehalt... der Utopie, die sich durch die spätere Geschichte bewahrheitet hat.“ Schmitts Utopie hat sich – trotz ihrer warnenden Funktion – erfüllt, und zwar schlimmer als parodiert.



... welche verlangt, dass man auf die Freiheit verzichten müsse,
um die Freiheit zu retten.



Ausnahmezustand als Ausgang – Sattelzeit

Als Schmitt seine als „geschichtsphilosophischen Versuch“ bezeichnete Dystopie *Buribunken* verfasste, diente er als einfacher Soldat²¹, war gleichzeitig Dozent auf der Universität in Straßburg und beschäftigte sich im Rahmen der Probevorlesung mit der Einwirkung des Kriegszustandes auf das ordentliche strafprozessuale Verfahren und veröffentlichte 1917 in der Vierteljahresschrift *Summa* den Beitrag *Recht und Macht*. Für Schmitt war in Zeiten des Krieges und der Ausnahmen, insbesondere unter dem Gesichtspunkt „Recht und Macht“, der Zweck nicht Bestandteil des Rechts:

„Wer nämlich entgegen der Auffassung, das Recht sei nur Mittel der Macht, den Satz aufstellt, die Macht sei nur Mittel des Rechts, erblickt im Recht eine überempirische Macht, die das Empirische ihrem Zweck dienbar macht. Ist nun das Recht der Zweck und die Macht ein Mittel, es zu bewirken, so kann das Recht aus der Macht hervorgehen, wenn der Satz, die Macht sei Mittel des Rechts, die Macht zu einem Stoffe macht, aus dem das Recht geformt wird. Soll dagegen das Recht als absoluter Zweck nichts mit den Mitteln gemein haben, so kann dem Zweck nie ein Mittel entsprechen, und es ist nicht einzusehen, warum jene zur Definition des Rechts herbeigeholt werden soll. Der Zweck gehört daher nicht in die Definition des Rechts. Der Zweck wird bestimmt als etwas, dass erreicht werden soll.“²²

In diesem Sinne verweist Giorgio Agamben, Schmitt folgend, auf den leichtfertigen Gebrauch von „Notverordnungen“, an die sich die Gesellschaft gewöhnt hat und durch die sich die Exekutivgewalt de facto an die Stelle der Legislativgewalt setzt und das Prinzip der Gewaltenteilung aushebelt, das letztlich die Demokratie definiert: „Eine Norm, die besagt, dass man auf das Gute verzichten müsse, um das Gute zu retten, ist ebenso falsch, wie die, welche verlangt, dass man auf die Freiheit verzichten müsse, um die Freiheit zu retten.“²³

„Wie konnte es soweit kommen, dass angesichts einer Krankheit, deren Schwere ich nicht beurteilen kann, die aber bestimmt keine Pest ist, eine ganze Gesellschaft das Bedürfnis verspürt, sich verpestet oder verseucht zu fühlen, sich in den Häusern zu isolieren und die normalen Lebensbedingungen zu suspendieren, also ihre Arbeitsverhältnisse, ihre Freundschaft- und Liebesbeziehungen und sogar ihre religiösen und politischen Überzeugungen?“²⁴

Eine „neue“ Orthodoxie, ein „neuer“ Kollektivismus entsteht, das Virus infiziert nicht nur den einzelnen Menschen und isoliert das Individuum von der Gemeinschaft, sondern trennt die Gesellschaft und löst sie auf – der Ausnahmezustand perpetuiert sich in eine zunächst als „neue“ bezeichneten Normalität und in ein „wie damals“ im Sinne eines sensitiven romantischen Nachdenkens der Vergangenheit: die Sattelzeit – so Koselleck.

Von der Einheit der Welt zum Katechon

Der Schlüssel für das von Agamben kritisierte Außerkraftsetzen der Gewaltenteilung bietet eine frühe Schrift Schmitts, *Diktatur und Belagerungszustand*²⁵, erschienen erstmals in der *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft*²⁶.

Wird die Covid-19-Pandemie als Belagerungszustand empfunden, so muss ein Staat in der Lage sein, Gesetze, nicht bloß tatsächliche Maßnahmen mit Rücksicht auf die täglich sich ändernde Lage zu erlassen und sofort zu vollziehen und jeden



*Es bleibt die Lehre des Apostel Paulus
vom Menschen und der Kraft, die die Macht des Bösen ...*



Widerstand im Inneren, jede Gefährdung der absoluten Einheitlichkeit sofort zu beseitigen. Dabei ist es, wenn auch nicht politisch, so doch für den rechtlichen Begriff gleichgültig, ob die Exekutive die Legislative oder die Legislative die Exekutive übernimmt.

Für Schmitt stellt sich angesichts solcher Zustände die Frage der „Einheit der Welt“²⁷, und zwar nicht vom Standpunkt der Ökumene und ebenso wenig im Hinblick auf die Einheit eines Weltverkehrs: *„Ich spreche von etwas Schwierigen und Mühseligen. Es handelt sich um die Organisation menschlicher Macht, die die Erde und die gesamte Menschheit planen, lenken und beherrschen soll. Es handelt sich um das große Problem, ob die Erde heute schon reif ist für ein einziges Zentrum politischer Macht.“*

Von der „Zweiheit der heutigen Welt“ ist es für Schmitt möglich, dass die Welt einer Vielheit näher ist als einer endgültigen Einheit – und die Vorhersagen und Kombinationen der One World allzu eilig sind. Angesichts der Lage fragt Schmitt, was dem Auseinanderklaffen zwischen dem technischen Fortschritt und der moralischen Vervollkommenheit in der scheinbar aussichtslosen Ausnahme entgegengesetzt werden kann.

Die technische Einheit der Welt – so Schmitt – ermöglicht durch den technischen Tod der Menschheit, wäre der Kulminationspunkt der Universalgeschichte, ein kollektives Analogon der stoischen Konzeption, derzufolge der Selbstmord des Individuums seine Freiheit darstellt und das einzige Sakrament, das der Mensch selbst verwalten kann. Seit der Französischen Revolution beginnt die europäische Menschheit sich selbst und ihre gegenwärtige Situation in einer geschichtlichen

Parallele mit der Situation vor zwei Jahrtausenden zu sehen, mit der Epoche der römischen Cäsaren und den Anfängen des Christentums. Es bleibt die Lehre des Apostel Paulus vom Menschen und der Kraft, die die Macht des Bösen und des Antichristen aufhalten und so den Beginn der Endkatastrophe hinauszögern kann. Es ist die Lehre vom Katechon. Ganze Jahrhunderte der mittelalterlichen christlichen Geschichte beruhen auf der Überzeugung, dass das Reich eines christlichen Fürsten die Aufgabe hat, ein derartiges Katechon zu sein, ein Katechon gegen den Antichristen und dessen Verbündete, und so das Ende der Zeiten hinauszuschieben.²⁸

Die Geschichte ist kein Ablauf wissenschaftlich natürlicher, biologischer oder irgendwelcher anderer Regeln und Normen, ihr wesenhafter und spezifischer Gehalt ist das Ereignis²⁹, das nur ein einziges Mal geschieht und sich nicht wiederholt. Hier zählen weder Experimente noch Funktionalismus noch irrealer Bedingungsätze, die sich in Kombinationen ergeben, was geschehen wäre, wenn dieses oder jenes Ergebnis nicht eingetreten wäre. Ein geschichtliches Ereignis geschieht nur einmal, seine Singularität wird durch die Geschichtsphilosophie des Rationalismus zerstört. Auch die Lehre von der ewigen Wiederkehr hebt diese Unwiederholbarkeit und mit ihr die Geschichte auf und verwandelt sie in eine Rotation. Die christliche Religion unterscheidet sich daher wesentlich von allen anderen Religionen dadurch, dass ihre Mys- terien nicht simple Lehren, Symbole oder Mythen, sondern geschichtliche, konkrete, einzigartige und unwiederholbare Geschehnisse sind. Dieser konkrete Einbruch des Ewigen in die Zeit, die Einwirkung des Göttlichen in das Menschliche ist es, das



... und des Antichristen aufhalten
und so den Beginn der Endkatastrophe hinauszögern kann.



die Singularität der Geschichte ermöglicht. Jede Einheit der Welt, die nicht diesem christlichen Bild folgt, würde nur den Übergang zu einer neuen

Vielheit, schwanger von Katastrophen, ankündigen oder das Zeichen dafür sein, dass das Ende der Zeiten gekommen ist.

Epilog

Jack Londons negative Zukunftsutopie im Sinne einer Dystopie wurde, was das Ausmaß der Ereignisse und der Panik betrifft, nahezu erreicht. Die Pandemie und das damit einhergehende Regime fügt sich in einem Gesamtkomplex einer Tabula-Rasa-Politik, die aus der bürgerlichen Gesellschaft letzten Endes ein leeres Blatt macht, das sich neu beschreiben lässt. Die Coronapandemie ist ein historischer Zufall, ein Ereignis, das ebenso gut hätte ausbleiben können.

Eine „Coronapolitik“ musste allerdings genauso kommen, wie sie gekommen ist, sie folgt unbeirrt einer Entwicklungslogik, die sich in verwandten Politikfeldern in gleicher Weise beobachten lässt, in der Klimapolitik und massiv in der Cancel-Culture-Politik. Der eigentliche Gegner – die bürgerliche Welt in ihrer historisch gewachsenen Erscheinungsform und Tradition, sowie alltägliche Lebensformen, Wertvorstellungen und Mentalitäten – soll verändert werden.²⁰

- 1 Vgl. F. Rosenzweig, *Der Stern der Erlösung* (1921), Frankfurt 1988, 369.
- 2 Vgl. G. Winkler, *Das Recht und die Rechtswissenschaft*; Jan Samek, 2014, *Zeit und Recht*, 305 ff.
- 3 Vgl. J. Assmann, *Herrschaft und Heil, Politische Theologie in Ägypten, Israel und Europa*, Verlag Hanser.
- 4 Vgl. C. Schmitt, *Land und Meer*, sowie Byung-Chul Han, *Umdinge-Umbrüche der Lebenswelt, Vom Ding zum Unding* 7ff, Ullstein.
- 5 Der Beitrag versteht sich als Adnote zum *Atterseereport Nr. 18/2019* in Erinnerung an den 145. Geburtstag Jack Londons.
- 6 Vgl. R. Koselleck, *Zur Begriffsgeschichte der Zeitutopie*, 271.
- 7 Vgl. R. Saage, *Politische Utopien der Neuzeit* 234ff.
- 8 Vgl. R. Koselleck, *Zur Begriffsgeschichte der Zeitutopie in Begriffsgeschichte*, 252 ff.
- 9 Siehe J. London, *Wenn die Natur ruft*, autorisierte deutsche Übersetzung von L.H. Löhrs, samt einem Vorwort, dass auf die Romanutopie „Die eiserne Feste“ verweist.
- 10 Vgl. J. London, *Menschen der Tiefe, Reportage aus dem Londoner East End um 1900*, Reprint Verlag Leipzig 2013.
- 11 Alle Zitate beziehen sich auf die im Erzählband „Baunwolf“, Knauer 1978, 7ff. enthaltene Erzählung „Die Scharlachpest“.
- 12 Vgl. P. J. Brenner, *Tabula Rasa, Bilder einer zerfallenden Gesellschaft*, in: *Tumult*, Sommer 2021, 10 ff.
- 13 R. Koselleck in: *Zeitgeschichte*, „Die Verzeitlichung der Utopie“ 131ff, sowie in *Begriffsgeschichte*, „Die Begriffsgeschichte der Zeitutopie“ 252ff.
- 14 Vgl. Brief 81 in R. Koselleck, C. Schmitt, *Der Briefwechsel*, Herausgeber J. Eike Dunkhase.

- 15 Vgl. R. Saage, *Politische Utopie in der Neuzeit*, 234 ff.
- 16 Vgl. M. Heidegger, *Die Technik und die Kehre*, 12. Aufl., Klett Cotta 2011.
- 17 Vgl. R. Saage, *Politische Utopie der Neuzeit*, 266.
- 18 Vgl. C. Schmitt, *Die Einheit der Welt in Frieden oder Pazifismus?*, 847.
- 19 Vgl. E. Jünger, *In Stahlgewittern*, Klett Cotta.
- 20 Vgl. J. Fest, *Der Untergang*.
- 21 Vgl. C. Schmitt, *Die Militärzeit 1915–1919, Tagebuch und Aufzeichnungen*.
- 22 Vgl. „Recht und Macht“ im Tagebuch „Die Militärzeit 1915–1919“, 441f.
- 23 Vgl. G. Agamben, *Neue Züricher Zeitung*, 15.04.2020.
- 24 Vgl. G. Agamben, *Neue Züricher Zeitung*, 07.04.2020.
- 25 Vgl. C. Schmitt, *Staat, Großraum, Nomos*, 3ff.
- 26 Vgl. *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft* 38, Jahrgang 1916, Seite 138–162.
- 27 Vgl. C. Schmitt, *Die Einheit der Welt 1951*, in: *Frieden oder Pazifismus* 841ff.
- 28 Vgl. C. Schmitt, *Frieden oder Pazifismus* 850. Anders Agamben, *Das Geheimnis des Bösen, Benedikt XVI und das Ende der Zeiten*, Matthes und Seitz (Berlin) 28, sowie Alvaro D’Ors, *Gemeinwohl und öffentlicher Feind*, Karolinger Verlag 2015, sowie W. H. Spindler, *Naturrecht und privatrechtlicher Antietatismus im Werk Alvaro D’Ors* 19ff.
- 29 Vgl. M. Heidegger, *Sein und Zeit*.
- 30 Vgl. P. J. Brenner, *Tabula Rasa, Bilder einer zerfallenden Gesellschaft* in *Tumult* 2021, 14.

Gott, die Politik und der Teufel

Von Wolfram Schrems



Manche Leser des *Attersee Reports* fragen sich wohl schon länger, warum so viele unserer westlichen Politiker – vom derzeitigen US-Präsidenten und der Brüsseler Bürokratie über die nationalen Regierungschefs bis zu den Bundesministern Österreichs – so häufig öffentlich den Eindruck vermitteln, Karikaturen ihrer selbst zu sein. Hier ist eine geradezu schmerzliche Scurrilität am Werk.

Wir haben sie alle vor unserem geistigen Auge: den in aller Öffentlichkeit betrunkenen Kommissionspräsidenten; die nachfolgende Kommissionspräsidentin, die als deutsche Verteidigungsministerin die Armee in die Wehrunfähigkeit führte, aber jetzt glaubt, die Ukraine, Europa und den Planeten retten zu können; einen österreichischen Bundeskanzler, der als inhaltslose Kunstfigur wirkte, und einen anderen, der wohlfeile Worthülsen mit martialischer Rhetorik verschärft und mit der „Flex“ Infektionsketten durchschneiden will. Gleichzeitig trat in den letzten zwei Jahren zum Lachhaften und Scurrilen auch das unerwartet Fanatische und Diktatorische. Symbol dieser Kombination negativer Qualitäten war jener Gesundheitsminister, der, während er auf lächerliche Taferln zeigte, gleichzeitig so drakonische wie epidemiologisch sinnlose und gleichzeitig absurde Freiheitseinschränkungen verhängte. Wir erinnern uns, dass er schon wenige Tage nach Verhängung des ersten „Lock-downs“ darüber sinnierte, dieses Mittel auch zu Planetenrettungszwecken einzusetzen.

Das Böse und das Lächerliche – eine unheilige Kombination – woher kommt dieser Verfall? Dass dieser nicht zwangsläufig und unvermeidbar ist, wird jedem einleuchten, der in die Geschichte blickt. Allerdings betrachten geschichtsvergessene Zeitge-

nossen die ideologischen Vorgaben unserer Zeit als normativ und stellen daher keine kritischen Fragen. Die These, die hier vertreten werden soll, ist diese: Politik als durch keine Verpflichtung gegenüber der höchsten und ewigen Instanz sich verantwortende Machtausübung wird böse und schädlich – und gleichzeitig skurril und lächerlich. Autorität kommt von Gott: Ihre Ausübung ist eine strenger Rechenschaftspflicht unterworfenen Aufgabe. Jeder Herrscher, der das leugnet oder sich auf eine gottlose *volonté générale* beruft, fischt im Trüben. Er verschleiert seine eigene Machtanmaßung. Diese zeigt, weil sie nicht durch den Logos geformt ist, früher oder später Anzeichen des Unrealen, des Wahnsinnigen und des Lächerlichen, also des Anti-Logos. Dieser ist die Domäne des Teufels.

Der Plan der folgenden Ausführungen ist dieser: Wir werfen einen Blick auf einen der wichtigsten und weitsichtigsten, heute wohl als „reaktionär“ punzierten, politischen Denker des 19. Jahrhunderts. Da dieser einen Auftritt in S. Coell, *Hartmut gegen Ahrimann* (2018), hat, wird er dem Leser zumindest namentlich bekannt sein. Sodann schauen wir auf ein Dokument des kirchlichen Lehramtes etwa dreißig Jahre später, das unter dem Eindruck eines Königsmordes geschrieben wurde. Der damals regierende Papst war scharfsinnig und verantwortungsbewusst



*Die Abkoppelung von Gott werde die Herrschaft des Teufels nach sich ziehen.
Wir müssen dem widerstehen, auch wenn wir es auf dieser Welt nicht
aufhalten können. Aber diese Welt hat nicht das letzte Wort.*



und verdient auch nach fast eineinhalb Jahrhunderten unsere Aufmerksamkeit. Immerhin war das ihm zugeschriebene Dictum *Wo Unrecht zu Recht wird, wird Widerstand zur Pflicht*, oft sogar mit Nennung seines Autors, bei zahlreichen Kundgebungen der letzten zwei Jahre zu lesen. Ein grundsätzliches Resümee schließt die Gedankenführung ab.

Donoso Cortés –
Staatsmann und Visionär

Juan Francisco María de la Salud Donoso Cortés (1809 – 1853) war ein spanischer Diplomat und Staatsmann. Er war Gesandter in Berlin und in Paris. Er war zunächst „liberal“. Er erkannte dann, wohin die gottlose Politik hinführen musste. Erst 1847, also spät in seinem nicht langen Leben, nahm er eine radikale katholische Position ein: Der Liberalismus werde in den Totalitarismus kippen, er bereite Blutbäder und die Ankunft des Antichristen vor. Die Abkoppelung von Gott werde die Herrschaft des Teufels nach sich ziehen. Wir müssen dem widerstehen, auch wenn wir es auf dieser Welt nicht aufhalten können. Aber diese Welt hat nicht das letzte Wort.

Man macht sich heutzutage vermutlich keine Vorstellungen, wie sehr Europa zu Donosos Zeit an dem Ast sägte, auf dem es saß. Sein eigenes Heimatland war durch Napoleons Revolutionsarmee verwüstet worden und blieb instabil. Über Russland war Donoso sehr in Sorge. Er schlug vor, mit Hilfe einer gemäßigten, konservativen und gottesfürchtigen

Diktatur die revolutionären Tendenzen zu stoppen, denn die liberale bürgerliche Indifferenz sei in ihrer Dekadenz und Entschlusslosigkeit gar nicht dazu in der Lage. Bekannt ist in diesem Zusammenhang das Bonmot Donosos, ein bürgerliches Parlament würde, wenn es sich zwischen Christus und Barabbas entscheiden müsste, die Entscheidung vertagen. Wie wir wissen, haben etwa ein Menschenalter nach Donosos Tod zwei iberische Staatsmänner genau das erfolgreich durchgeführt.

Donoso wurde von katholischen und nicht-katholischen Denkern und vom kirchlichen Lehramt rezipiert. Weihbischof Athanasius Schneider von Astana, einer der wenigen wirklichen Gottesmänner unserer Zeit, zitierte bei einem Vortrag in Wien im September 2020 ausgiebig und zustimmend aus Donosos Werk – und aus dem unseres nächsten Gewährsmannes:

Papst Leo XIII.: für das Gemeinwohl –
gegen Machtanmaßung und Revolution

Achtundzwanzig Jahre nach Donosos Tod wurde Zar Alexander II. von Anarchisten ermordet. Die Attentäter gehörten zu einer Gruppe namens „Volks-wille“ – hier haben wir wieder die *volonté générale*. Dieser „Wille des Volkes“ bekam dem Herrscher, der, wie unvollkommen auch immer, um das Wohl seines Volkes bemüht war, nicht gut – und dem Volk mittelfristig auch nicht. Auf diesen Mord nahm Papst Leo XIII. (1810 – 1903, reg. ab 1878) in seinem Rundschreiben „Diuturnum illud, über die höchste



Gewölbekuppel mit Fresko 'Der Sieg der wahren Religion über den Irrglauben', B. Altomonte, 1775/76, Stift Admont, Bilbiothek

Würde im Bereich des Staatswesens“ (1881), Bezug: „Jener anhaltende und zu verabscheuende Kampf, der gegen die göttliche Autorität der Kirche unternommen wurde, ist naturgemäß das geworden, wozu er angelegt war, nämlich eine allgemeine Gefahr für die menschliche Gesellschaft und besonders für die bürgerliche Gewalt, auf der hauptsächlich das öffentliche Wohl gründet. (...) Von Schauder wurde unlängst ganz Europa erfasst bei dem unerhörten Mord eines mächtigen Kaisers, und während ob der Größe des Verbrechens noch alle Gemüter wie betäubt sind, scheuen sich diese verdorbenen Menschen nicht, gegen die übrigen Fürsten Europas öffentlich erschreckende Drohungen zu verbreiten.“

Leo analysiert die Vorläufer der mörderischen revolutionären Gesinnung: die „unselige Sucht nach neuen Meinungen“ im 16. Jahrhundert und

„die Philosophen“ des 18. Jahrhunderts, die „alle Gewalt vom Volk ausgehen“ lassen. Sicher könne nach Leo der Inhaber der staatlichen Gewalt vom Volk bezeichnet werden, „aber die obrigkeitlichen Rechte werden hiermit nicht verliehen; auch wird die Befehlsgewalt nicht übertragen, sondern es wird nur bestimmt, wer dieselbe auszuüben hat.“ Leo betont daher, dass jede Regierungsform legitim ist, „wenn diese nur gerecht ist und durch sie das allgemeine Wohl besorgt wird.“ Sehr wichtig für unseren Zusammenhang ist, dass, wenn die Machthaber schon Gehorsam einfordern müssen, sie nicht „in sich oder aus sich“ die Macht haben, „durch die Bande der Befehlsgewalt in solcher Weise den freien Willen anderer zu binden“.

Keinem Menschen steht es als solchem zu, in seinem eigenen Namen zu regieren: „Gott allein, dem Schöpfer aller Dinge und Gesetzgeber, kommt diese



'Letztes Gericht' aus Zyklus 'Die vier letzten Dinge', Detail: Der Teufel mit der Brille, Joseph Stammel, 1760, Stift Admont, Bibliothek

Gewalt zu; wer sie darum ausübt, kann sie notwendigerweise nur als eine von Gott ihm übertragene ausüben.“ Die Kirche lehnt die Tyrannei ab, was heute wieder relevant wird: „Nur einen Grund haben die Menschen, nicht zu gehorchen, wenn nämlich etwas von ihnen gefordert werden sollte, was dem natürlichen oder göttlichen Gesetz offenbar widerspricht; denn nichts von allem, wodurch das Naturgesetz oder der Wille Gottes verletzt wird, ist zu gebieten oder zu tun erlaubt. (...) Wenn der Wille der Staatsoberhäupter Gottes Willen und Gesetzen widerspricht, dann überschreiten sie ihre Machtbefugnis und verletzen die Gerechtigkeit; dann kann eben ihre Autorität keine Anwendung finden, denn wo keine Gerechtigkeit, da keine Autorität.“

Das eingangs erwähnte Zitat bzw. dessen Paraphrase findet sich übrigens in der späteren Enzyklika von Papst Leo *Sapientiae Christianae* (1890)

und lautet vollständig: „Wenn aber die Gesetze des Staates mit dem göttlichen Recht in offenbarem Widerspruch stehen, wenn sie der Kirche Unrecht zufügen oder den religiösen Verpflichtungen widerstreiten oder die Autorität Jesu Christi in seinem Hohenpriester verletzen, dann ist Widerstand Pflicht und Gehorsam Frevel, und das selbst im Interesse des Staates, zu dessen Nachteil alles ausschlägt, was der Religion Abbruch tut.“ Leo betont schließlich die Verantwortung der Machthaber vor Gott und deren Pflicht, das Staatswesen zum Besten der ihnen anvertrauten Menschen zu lenken. Wenn das gut gemacht wird, „ist jede Ursache zu Aufruhr und alles Verlangen dazu der Boden entzogen, da sind Ehre und Sicherheit der Staatsoberhäupter, Ruhe und Wohl der Staaten gewahrt. Auch für das Ansehen der Bürger wird in bester Weise Sorge getragen, da, selbst wenn sie gehor-



*Ein Mächtiger deckt den anderen,
hinter beiden stehen noch Mächtigere (Koh 5,7).*



chen, sie jene Würde bewahren können, die der bevorzugten Stellung des Menschen entspricht.“

Heute klingt das alles unverständlich, zumindest antiquiert, weil auch die Kirchenführung ihre eigene Lehre aufgeweicht hat und daher die Gesellschaft nicht mehr prägen konnte und wollte. Streng genommen hat das II. Vaticanum trotz seiner Tendenz zur Verwirrung die ältere und immer gültige Lehre aber nicht formell aufgehoben – und hätte es auch nicht können. Aber klar ist, dass unsere eigene Zeit, auch die Kirchenführung, sich davon abgeschnitten hat. Daher hat auch hier die Skurrilität Einzug gehalten.

Macht als Dienst –
Selbstermächtigung als
luziferisches Werk

Die Gott gegenüber verantwortliche Herrschaft ist anti-tyrannisch und anti-skurril. Sie ist auch – das war bekanntlich Thema einer der letzten Ausgaben des *Attersee Reports* – anti-utopisch. Sie weiß, dass es auf dieser Welt kein Paradies geben kann. Der Totalitarismus mit seinen Menschenopfern begann bekanntlich mit haltlosen Versprechungen der klassenlosen Gesellschaft. Diejenigen, die das versprochen, forderten dann, dass die Verhältnisse für die Armen nicht verbessert werden dürfen, sondern auf die Spitze getrieben werden müssten. Es könne nur besser werden, wenn es erst schlechter wird! So eine Haltung ist kriminell und satanisch.

Machtausübung im Dienst des gemeinsamen Gutes ist nüchtern und realistisch. Sie ist harte Arbeit. Sie ist nicht gleisnerisch – ganz im Gegensatz zur stolzen Selbstermächtigung, mit oder ohne Berufung auf die *volonté générale*. Zur Selbstermächtigung der Machthaber bot übrigens Wladimir Solowjows *Kurze Erzählung vom Antichrist* (1900) ein eindrucksvolles Bild: Demjenigen „genialen Menschen“, der zum Weltkaiser und Antichrist werden soll, flüstert der Teufel beim „Berufungserlebnis“ ein: *„Ich liebe dich. Ich fordere nichts von dir. Du bist groß und mächtig. Tu, was du willst.“*

Das macht wohl das Wesen der satanischen Macht aus: Wer als Machthaber ausschließlich sein Ego erhöht, tut bereits das Werk des Bösen. Übrigens gehört es zur Logik dieser Machtausübung, dass deren Strukturen oft im Dunklen bleiben. Schon der Weise des Alten Testaments wußte: *„Ein Mächtiger deckt den anderen, hinter beiden stehen noch Mächtigere“* (Koh 5,7). Um also auf die eingangs gemachten Beobachtungen zurückzukommen: Die gottlosen und selbstermächtigten Politiker zeichnet das Skurrile und Karikaturenhafte aus, wie auch das Leere, das Unpersönliche, das Zombiehafte, in manchen Fällen auch das Satanische.

Uns kommt eine Darstellung des Teufels im Stift Admont in den Sinn: Dort dreht er dem Gegenüber eine lange Nase. Der malevolente Geist erfreut sich am Schaden des Menschen und verspottet ihn noch. Das Schlimme ist, dass breite Massen das nicht nur nicht erkennen, sondern auch gerne mitmachen.

Fabian Walch

Am Übergang der Macht

Symbolische Kommunikation
im Kontext römisch-deutscher Königserhebungen



Als mit Ludwig dem Kind der letzte Karolinger im Ostfrankenreich starb, standen die Großen der ostfränkischen Stämme vor der Frage, ob sie einen Karolinger aus Westfranken rufen oder einen der Ihren zum neuen König erheben sollen. Sie entschieden sich für Zweiteres und begründeten damit unbewusst eine Tradition, die Jahrhunderte andauern sollte. Zuvor waren alle Könige des Frankenreiches der fränkischen Familie der Karolinger – und vor ihnen dem Hause der Merowinger¹ – entsprungen.

Es stellte sich deshalb auch die Frage nach der Legitimität: Bereits beim Übergang von den Merowingern zu den Karolingern 751 sicherte sich Pippin der Jüngere doppelt ab. Zum einen ließ er sein Königtum vom Papst bestätigen. Die Jahrbücher des Fränkischen Reiches berichten, dass Pippin die Frage, ob es gut sei, wenn in Franken Könige regieren, die keine Macht besäßen, an den Papst richtete. Papst Zacharias antwortete ganz im Sinne Pippins: „*Es ist besser, den als König zu bezeichnen, der die Macht hat.*“²

Zum anderen ließ er sich im November desselben Jahres von den Großen Frankens in einer Versammlung in Soissons zum neuen König erheben und gleichzeitig den letzten Merowingerkönig Childerich III. absetzen. Dieser wurde geschoren und ins Kloster Prüm verbannt. Die Versammlung in Soisson war dabei keineswegs zufällig gewählt. Immerhin war es kein Geringerer als König Chlodwig der Große, der nach dem Sieg über den letzten Paladin des Römischen Reiches in Gallien, Syagrius, seine Hauptstadt nach Soisson verlegt hatte.

Der Methode der Legitimation durch Wahl bedienten sich 911 auch die Großen Ostfrankens, indem sie Herzog Konrad von Franken zum *rex Fran-*

corum orientalium (König der Ostfranken) erhoben. Forchheim war als Ort für die Wahl durchaus symbolträchtig, da es im Zentrum von Konrads Herzogtum zwischen Bamberg und Nürnberg lag. Darüber hinaus konnte der Ort auf eine bedeutende Tradition zurückblicken. In Forchheim könnte die Wahl Arnulfs von Kärnten abgehalten worden sein. Sicher jedoch wurde Ludwig das Kind dort zum König erhoben, denn 889 ließ König Arnulf dort seine illegitimen Söhne zu Nachfolgern bestimmen, und schon 872 hatte Ludwig der Deutsche dort bestimmt, wie sein Reich unter seinen Söhnen aufgeteilt werden sollte. Somit stand Forchheim in direkter Tradition als karolingisch-ostfränkischer Versammlungsort.³ Diese Stellung erhielt sich weiter, wie etwa die Wahl Rudolfs von Rheinfelden 1077 bezeugt.⁴

Eine Einkleidung in die Herrschaft

Bei den Königserhebungen des Hochmittelalters spielte aber nicht nur der Ort des Geschehens eine wichtige Rolle, sondern die gesamte Erhebung war durchzogen von Ritualen, Zeremonien und symbolischen Gesten. Das Hochmittelalter war ein „Zeitalter der Zeichen“⁵, wie Percy Ernst Schramm es auf



In einer Zeit, als die wenigsten Adeligen die Kulturtechniken des Lesens und Schreibens beherrschten, hatte symbolische Kommunikation einen besonderen Stellenwert.



den Punkt brachte. Dies spiegelte sich in besonderem Maße am Beginn einer jeden Königsherrschaft wider. In einer Zeit, als die wenigsten Adeligen die Kulturtechniken des Lesens und Schreibens beherrschten, hatte symbolische Kommunikation einen besonderen Stellenwert. Sie muss als bewusste Kommunikation mit einer klaren Intention und entsprechenden Vorbereitungen verstanden werden. Rituale folgten einander nicht spontan, sondern als Ergebnis von Absprachen und Aushandlungen.⁶ Es war ein Wechselspiel von Tradition und Improvisation, von Norm und Wirklichkeit. Grundvoraussetzung für symbolische Kommunikation war, dass alle handelnden und beobachtenden Personen, die wiederum als Multiplikatoren wirkten, die Symbole und die davon abzuleitenden Folgen und Verbindlichkeiten verstanden.

Anwesenheit beziehungsweise Fernbleiben war die einfachste Form der symbolischen Kommunikation. Ein Gefüge, das auf Personalverbänden beruhte, bedurfte physischer Präsenz, um die Kooperation sichtbar zur Schau zu stellen. Das führte dazu, dass Anwesenheit mit Akzeptanz gleichzusetzen war. Wer mit den Ereignissen und Beschlüssen einer Versammlung nicht einverstanden war, musste seine Teilnahme vermeiden oder einen demonstrativen Protest einlegen. Passierte dies nicht, wurde von der Anwesenheit eine Akzeptanz abgeleitet, ungeachtet der inneren Haltung des Handelnden.⁷ Mehr noch wurde die Zustimmung für die künftigen Erwartungen, die damit verknüpft waren,



Heilige Lanze
Kaiserliche Schatzkammer, Wien

bekundet, und signalisiert, dass man sich an die damit getroffenen Vereinbarungen halten werde.⁸

Der Rechtshistoriker Heinrich Mitteis hat in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein Werk vorgelegt, das im Kern noch heute allgemein anerkannt wird. Er sah die römisch-deutschen Königswahlen als Glied einer Kettenhandlung. Dazu gehörten neben der Wahl, welche die Personalentscheidung darstellte, die Salbung und Krönung, die weltliche Thronsetzung in Aachen, die Übergabe der Reichsinsignien, der Königsumritt samt Huldigungen und abschließend die Über-

nahme der Regierungsgewalt. Nach Mitteis musste jedes dieser Glieder nacheinander durchlaufen werden, an deren Ende stand dann die Erhebung zum römisch-deutschen König.⁹ Jede der Einzelglieder dieser Kettenhandlung war dabei durchdrungen von symbolischer Kommunikation, wenngleich die Königserhebung in ihrer Gesamtheit als ein ideeller Akt gedacht werden muss.

Der Königsumritt beispielsweise war als symbolische Inbesitznahme des Reiches durch den neu gewählten König zu verstehen, obgleich für die Huldigungsakte durch die Vertreter der Stammesherzogtümer oft zähe Verhandlungen vorausgingen. Die Durchführung des Rituals wurde dann entsprechend vorbereitet und verabredet. Symbolische Kommunikation zeichnet sich aber auch durch Flexibilität aus. Für sie ist auf der einen Seite eine gewisse Kontinuität charakteristisch, andererseits wohnt ihr eine grundlegende Wandlungsfähigkeit inne.¹⁰ Rituale konnten an sich verändern-



*Herzog Gisbert von Lothringen fungierte als Kämmerer,
der Frankenherzog Eberhard als Truchsess, Arnulf, der Herzog der Bayern,
als Marschall und Herzog Hermann von Schwaben als Mundschenk.*



de politische Verhältnisse, aber auch soziale Gegebenheiten angepasst werden. Der Faktor der Planung und der vorbereitenden Absprachen begünstigte dies. Dabei konnte man sich einer Art Ritual-Bausatz bedienen, der es auch ermöglichte, völlig neue Zeremonien zu kreieren, die symbolisch „verstanden“ wurden.

Ein Beispiel hierfür ist die Wahl von 1024 in Kamba. Nachdem mit Kaiser Heinrich II. die Herrscherfamilie der Ottonen in männlicher Linie erlosch, verengte sich der Kreis der Anwärter im Vorfeld der Wahlversammlung auf die beiden



Krönungshandschuh
Kaiserliche Schatzkammer, Wien

salischen Vettern Konrad den Jüngeren und Konrad den Älteren. Der Geschichtsschreiber Wipo berichtet, dass – nachdem sich die Anhänger der beiden immer unversöhnlicher gegenüberstanden und eine Spaltung des Reiches drohte – sich beide darauf einigten, ungeachtet des Ausgangs der Wahl, die Mehrheitsentscheidung zu akzeptieren und dem anderen zu huldigen. Diese Einigung wurde für alle sichtbar mit einem Kuss der beiden besiegelt.¹¹ Mit der Durchführung der symbolischen Geste des Kusses, den jeder Anwesende unmissverständlich als Friedenskuss identifizieren konnte, entstand für beide eine Verbindlichkeit, die aufgrund der öffentlichen Durchführung nicht einfach gebrochen werden konnte.

Ein weiteres Beispiel ist das Krönungsmahl, das anschließend an die Krönungszeremonie durchgeführt wurde. Erstmals bezeugt ist dieses Ritual 936 durch eine Erzählung Widukinds von Corvey. In seiner Sachsengeschichte berichtet er von einer pracht-

voll geschmückten Marmortafel in der Aachener Pfalz. Beim Festmahl versahen die Herzöge dann die sogenannten Hofämterdienste: Herzog Gisbert von Lothringen fungierte als Kämmerer, der Frankenherzog Eberhard als Truchsess, Arnulf, der Herzog der Bayern, als Marschall und Herzog Hermann von Schwaben als Mundschenk. Sächsischen Herzog gab es keinen, da dieser unmittelbar zuvor in der Person Ottos I. zum neuen König gekrönt wurde. Neben den Herzögen waren auch die Bischöfe und viel Volk anwesend, wie Widukind festhält. König Otto beschenkte

am Ende des Mahls alle Fürsten angemessen, wie es einem König geziemt.¹² Aus Sicht der symbolischen Kommunikation war die Rollenverteilung aufgrund der Ausübung der Erzämter für jeden offensichtlich.

Eignung und Heil

Die Großzügigkeit, die Otto der Große beim Krönungsmahl demonstrierte, leitet zu einem weiteren wichtigen Aspekt der Königserhebungen über. Idoneität taucht immer wieder in den Quellen auf und war gerade in Bezug auf Legitimität wichtig, etwa wenn es um die Eignung einzelner Anwärter ging oder wenn diese durch symbolische Kommunikation demonstriert wurde. Neben der Abstammung waren dabei auch konkrete Charaktereigenschaften wichtig. Während der Ottonen spielte das sogenannte Königsheil (*fortunam atque mores*), das nur innerhalb der Königssippe an legitim geborene Söhne weitergegeben wurde, zur



Oft sah ich, wie ein schlechtes Rind auch ein schlechtes Kalb gebar; ...



Legitimation eine zentrale Rolle. Ein Herrscher, der Königsheil besaß, war von Gott begünstigt, was fruchtbares Land und fruchtbare Frauen sowie Schlachtenglück verhieß. Stand ein König an der Spitze, der dies nicht besaß, drehte sich das Glück ins Negative. Laut Widukind beklagte König Konrad I. dies auf dem Sterbebett, weshalb er seinem Bruder Eberhard auftrug, die Krone Heinrich, dem Herzog der Sachsen, zu überbringen, da dessen Familie das Königsheil besäße.¹³



Deutsche Kaiserkrone, Reichskreuz, Reichsschwert und Reichsapfel

Dass sich diese Vorstellung in der Salierzeit änderte, beweist eine Episode, die Bruno von Merseburg berichtet. Als König Heinrich IV. 1075 seinen noch minderjährigen Sohn Konrad zum Mitkönig wählen lassen wollte, entgegnete ihm der sächsische Herzog Otto in Goslar: „Oft sah ih, wie ein schlechtes Rind auch ein schlechtes Kalb gebar; daher trage ich weder nach dem Sohn, noch nach dem Vater Verlangen.“¹⁴ Ähnliches soll sich auch bei der Designation des dreijährigen Heinrich selbst zugetragen haben. Als sein Vater Kaiser Heinrich III. ihn 1053 in Tribur von den Großen des Reiches wählen lassen wollte, wurden nie dagewesene Vorbehalte zum Ausdruck gebracht. Die Großen beklagten laut Hermann von Reichenau mangelnde Gerechtigkeit, Friedensliebe, Frömmigkeit, Gottesfurcht und andere Tugenden, weshalb sie ihn unter der Einschränkung koren, dass er sich als gerechter Herrscher entpuppe.¹⁵

Charaktereigenschaften und Tugenden spielten also auch bei den römisch-deutschen Königserhebungen eine gewichtige Rolle. Eine Begeben-

heit während der Königswahl von 1002, von der Thietmar von Merseburg zu berichten weiß, verdeutlicht dies. Nachdem Kaiser Otto III. unerwartet und kinderlos starb, gab es neben Herzog Heinrich von Bayern und Herzog Hermann von Schwaben auch andere ernstzunehmende Anwärter auf den Thron, darunter auch Markgraf Ekkehard von Meißen, der sich im Königshof Frohse von den Versammelten wählen lassen wollte. Es kam nicht dazu, da ihm Graf Liuthar von Walbeck, Mark-

graf der Nordmark, entgegnete: „Merkst du nicht, daß dir das vierte Rad am Wagen fehlt?“¹⁶ Graf Liuthar spielte dabei an die vier Kardinaltugenden (*prudentia* – Weisheit, *iustitia* – Gerechtigkeit, *fortitudo* – Tapferkeit und *temperantia* – Mäßigung) an, die für einen König unabdingbar waren.¹⁷ Offenbar fehlte Markgraf Ekkehard eine davon, was ihn für die Königserhebung wohl disqualifizierte.

Wie wichtig Idoneität war, beweist auch das Bedürfnis, sie über symbolische Kommunikation zur Schau zu stellen. Am besten geschah dies gleich zu Beginn eines Herrschaftsantritts: König Konrad II. etwa bewies seine Herrscherbefähigung auf dem Weg zum Mainzer Dom, wo die Krönung stattfand, als er sich trotz Drängen der Fürsten, den Gottesdienst nicht zu verpassen, einer Witwe und einer Waise annahm, die ihn um Hilfe baten. Wenig später kümmerte er sich um einen Heimatvertriebenen, den er bis vor seinen Thron kommen ließ. All dies geschah kurz vor der Krönungszeremonie.¹⁸ Mit dieser Inszenierung, die keinesfalls zufällig



... daher trage ich weder nach dem Sohn, noch nach dem Vater Verlangen.



geschah, sondern vorbereitet wurde, demonstrierte der neue König Milde (*clementia*), Barmherzigkeit (*misericordia*) und Gerechtigkeit (*iustitia*) öffentlich.¹⁹

Eine ähnliche Inszenierung findet sich bei der Erzählung Ottos von Freising über die Erhebung König Friedrichs I. 1152. Während der Krönungszeremonie im Aachener Münster warf sich ein Ministerialer vor die Füße Friedrichs und bat um Vergebung. Friedrich jedoch blieb aufgrund der Schwere des Vergehens hart und demonstrierte Strenge und Gerechtigkeit²⁰, was einen Wandel seit der Ottonenzeit, in der eher Reue und Milde wichtig waren, verdeutlicht.



Reichsevangeliar
Kaiserliche Schatzkammer, Wien

Neben den genannten Beispielen gäbe es noch viele weitere, die angeführt werden könnten. Von der Inthronisation, Salbung und Akklamationen über abstrakte Symbole wie die Auswahl des Zeitpunktes bis zu materieller Symbolik, die den Thron, die Reichsinsignien sowie die Kleidung betreffen. Selbst Tränen der Demut, Vergebung und Frömmigkeit spielten bei römisch-deutschen Königserhebungen eine Rolle. Hier manifestierte sich die Verfasstheit des Reiches durch symbolische Kommunikation und bot die Möglichkeit, die Legitimität jedermann unmissverständlich zu demonstrieren.

1 Siehe dazu auch den Beitrag „Die ersten Austrasier – Eine Reise zu den Ursprüngen Deutschlands“ von Jörg Mayer im Attersee Report Nr. 28 „Das verschwindende Land“, S. 18–27.
2 Die Reichsannalen hrsg. v. Reinhold Rau: Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte, Darmstadt 1987, S. 1–155, hier S. 14f.
3 Hagen Keller: Zum Sturz Karls III. Über die Rolle Liutwards von Vercelli und Liutberts von Mainz, Arnulfs von Kärnten und der ostfränkischen Großen bei der Absetzung des Kaisers, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters, Band 22 (1966), S. 333–384, hier S. 370ff.
4 Walter Schlesinger: Die Königserhebung Heinrich I. zu Fritzlar im Jahr 919, in: Ausgewählte Aufsätze von Walter Schlesinger, 1965–1979, hrsg. v. Walter Schlesinger/Hans Patze/Fred Schwind, Sigmaringen 1987, S. 199–220, hier S. 201.
5 Percy Ernst Schramm zitiert nach: Klaus Schreiner: Rituale, Zeichen, Bilder. Formen und Funktionen symbolischer Kommunikation im Mittelalter, Köln-Weimar-Wien 2011, S. 7.
6 Gerd Althoff: Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter, Darmstadt 2003, S. 20.
7 Barbara Stollberg-Rilinger: Des Kaisers alte Kleider. Verfassungsgeschichte und Symbolsprache des Alten Reiches, München 2013, S. 11.
8 Gerd Althoff: Die Macht der Rituale. Symbolik und Herrschaft im Mittelalter, Darmstadt 2003, S. 85.

9 Heinrich Mitteis: Die deutsche Königswahl und ihre Rechtsgrundlage bis zu Goldenen Bulle, Brünn-u.a. 21944, S. 15.
10 Althoff: Macht der Rituale, S. 191.
11 Wipo: Gesta Chuonradi II imperatoris, c. 2 (MG. SrG. 61, 3. Aufl., S. 18).
12 Widukind von Corvey: Res gestae Saxonicae II, 2 (MG. SrG. 60, 5. Aufl., S. 66f).
13 Widukind von Corvey: Res gestae Saxonicae I, 25 (MG. SrG. 60, 5. Aufl., S. 37).
14 Bruno von Merseburg: Saxonicum Bellum, c. 125, ad a. 1080 (MG. Dtes MA. H. 2, S. 118).
15 Hermann von Reichenau: Chronicon ad a. 1053 (MG. SS. V, S. 132f).
16 Thietmar von Merseburg: Chronicon IV, 52 (MG. SS. NS. 9, S. 190).
17 Eduard Hlawitschka: Untersuchungen zu den Thronwechseln der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts und zur Adelsgeschichte Süddeutschlands. Zugleich klärende Forschungen um »Kuno von Öhningen«, Sigmaringen 1987, S. 21.
18 Wipo: Gesta Chuonradi II imperatoris, c. 5 (MG. SrG. 61, 3. Aufl., S. 27).
19 Herwig Wolfram: Konrad II. 990–1039. Kaiser dreier Reiche, München 2000, S. 67.
20 Otto von Freising: Gesta Frederici II, 3 (MG. SS. rer. Germ., 46, S. 104f).

Jonathan Mayhew und der Geist der Amerikanischen Revolution

Von Jörg Mayer



„Alle prägnanten politischen Begriffe der modernen Staatslehre [sind] säkularisierte theologische Begriffe“, schrieb Carl Schmitt in seiner *Politischen Theologie*. Wir neigen dazu, die moderne Geschichte als einen solchen Säkularisationsprozess zu verstehen, im revolutionären politischen Fortschritt des bürgerlichen Zeitalters ein anti-theologisches Projekt zu sehen, das gegen Krone und Altar, gegen die religiös fundierte monarchische Legitimität gerichtet ist. Wir haben in vergangenen Ausgaben die Französische Revolution behandelt, für die dieses Urteil zutrifft.

Für die Amerikanische Revolution tut es das nicht.

„Das Argument des Apostels ist so weit davon entfernt, zu beweisen, dass es die Pflicht der Menschen sei, solchen Herrschern zu gehorchen und sich ihnen zu unterwerfen, die im Widerspruch zum Gemeinwohl und somit zum Auftrag ihres Amtes handeln, dass es das direkte Gegenteil beweist.“ Diese Worte stammen von Jonathan Mayhew, einem der wichtigsten Vordenker der amerikanischen Unabhängigkeitsbewegung. Sein Name wird selten erinnert, der Grund dafür liegt auf der Hand: Jonathan Mayhew war kein Politiker, und wo man die Amerikanische Revolution als ein rein politisches Projekt verstehen will, wird man mit ihm nichts anzufangen wissen. Und dennoch war er es, der den entscheidenden geistigen Unterbau lieferte: den theologischen.

Geboren wurde Jonathan Mayhew 1720 auf der Insel „Martha’s Vineyard“ südlich von Massachusetts. Die Familie war alteingesessen, lebte schon seit vier Generationen in der Neuen Welt. Der Urgroßvater, Thomas Mayhew, hatte die Insel, die heute ein Ferienparadies ist, einst für die Kolonisation erschlossen, und sich darüber hinaus bei der Indianer-Mission einen Namen gemacht. Die Familie gehörte der kongregationalistischen Richtung des Protestantismus an, die Theologie war Jona-

than Mayhew in die Wiege gelegt. 1744 machte er seinen theologischen Abschluss am etwas westlich von Boston beheimateten Harvard College, aus dem sich die heute weltberühmte Universität entwickeln würde. 1747 ereilte ihn der Ruf, Pastor in der Bostoner West Church zu werden.

Bereits seine Ordination verlief nicht konfliktfrei. Schon als Student hatte sich Mayhew offenbar so liberal positioniert, dass er geradezu als Häretiker galt. Seine Einführung ins geistliche Amt stieß für alle erkennbar auf Widerstände bei der puritanisch geprägten Orthodoxie. Die West Church dagegen war auf ihn wie zugeschnitten, hier fand er eine bereits durch seinen Vorgänger, William Hooper, liberal vorgeprägte Gemeinde. Dessen gleichnamiger Sohn sollte Jahre später übrigens zu den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung gehören.

Innerhalb kürzester Zeit wurde Mayhew über seine Gemeindegrenze hinaus bekannt. Seine Predigten, durchdrungen von aufklärerischem Gedankengut und in einem leidenschaftlichen und streitbaren, ja feurigen Stil gehalten, zogen Hörer aus allen Nachbargemeinden an. Sie wurden prompt publiziert. 1750 schließlich hielt er, in Erinnerung an die Enthauptung des absolutistischen Königs Karls I. von England ein Jahrhundert zuvor, eine



... ein meisterhafter Arbeiter, Christus ähnlich, der die Trennwand
zwischen weltlichen und religiösen Angelegenheiten
niederriss, unvergleichlich an Intellekt...



Predigt über die Rechte der Kolonisten, die ihn berühmte machte, den sogenannten *Discourse concerning Unlimited Submission and Non Resistance to the Higher Powers: With some Reflections on the Resistance made to King Charles I. And on the Anniversary of his Death: In which the Mysterious Doctrine of that Prince's Saintship and Martyrdom is Unriddled*. John Adams, Gründervater und später zweiter Präsident der Vereinigten Staaten, sollte über diese Predigt dereinst sagen, dass jeder Mann in den Kolonien sie gelesen habe.

Häretiker und Gottesmann

„[Jonathan Mayhew war der] erste Prediger eines nicht-trinitarischen Gottes in Boston, der stärkste geistliche Verfechter bürgerlicher und religiöser Freiheit in Amerika... ein meisterhafter Arbeiter, Christus ähnlich, der die Trennwand zwischen weltlichen und religiösen Angelegenheiten niederriss, unvergleichlich an Intellekt... ein Kommunikant, der frisch vom Abendmahlstisch schrieb: Gemeinschaft der Kirchen! Warum nicht Gemeinschaft der Kolonien?“ Diese Worte, von Mayhews Nachfolger über seinen berühmten Vorgänger geschrieben, fassen sein Lebenswerk bereits zusammen und zeigen den weiten Bogen, den Mayhew vom Theologischen ins Politische schlagen würde. Doch was war das spezifisch Häretische an ihm, das ihn in den Augen des calvinistischen Puritanismus so delegitimierte?

Mayhew lehnte die trinitarische Konzeption des christlichen Gottes erst verklausuliert, dann immer offenkundiger, ab. Seine Gemeinde wurde de facto

die erste unitarische Kirche Neuenglands, und dies lange bevor der „Unitarismus“ im 19. Jahrhundert seine Blütezeit erlebte. Earl Morse Wilbur (1866-1956) fasste das rationalistische Programm des Unitarismus im 20. Jahrhundert in folgenden drei Prinzipien zusammen: „1. vollständige geistige Freiheit in religiöser Hinsicht statt Gebundensein an Glaubensbekenntnisse oder Konfessionen, 2. uneingeschränkter Gebrauch der Vernunft in Dingen der Religion statt Verlass auf äußere Autorität oder Tradition der Vergangenheit, 3. weitgehende Toleranz gegenüber den verschiedenen religiösen Ansichten und Bräuchen statt Beharren auf Gleichförmigkeit in Lehre, Gottesdienst oder Verfassung.“

Es versteht sich von selbst, dass diese Prinzipien sich bei Mayhew erst ankündigten, doch sein Bruch mit der überlieferten protestantischen Dogmatik wird in einer Predigt, die er 1762 zu Thanksgiving hielt, in seiner Radikalität mehr als deutlich. Die reformierte Theologie hatte gelehrt, dass der Mensch von Natur aus sündig war, ja gar nicht nicht-sündigen konnte. Wenn man nun die Gerechtigkeit als ein notwendiges Attribut Gottes annahm und einsah, dass wir uns selbst vor ihm nicht rechtfertigen können, am allerwenigsten durch eitle irdische Werkgerechtigkeit, dann müsste Gott uns eigentlich alle verwerfen, er dürfte niemanden mit dem ewigen Leben belohnen. Allein aus seiner freien Gnade heraus rechtfertigt er uns dennoch.

Damit befinden wir uns aber immer in der Prädestination: Wen Gott auserwählt und mit dem Heiligen Geist beschenkt, der ist errettet, der Rest braucht sich nicht beklagen, gerechterweise verdammte zu sein. Gottes Ratschlüsse, nach denen



Überall blitzt das Gedankengut des modernen Liberalismus bei ihm durch, Gewissensfreiheit, Redefreiheit, Vertrauen in die Urteilkraft des Menschen.



er auswählt, sind nun aber unergründlich, und neben dem sich offenbarenden Gott, dem *Deus Revelatus*, nach dem verborgenen Gott, dem *Deus Absconditus*, zu fragen, das ist ein Abgrund, von dem schon Martin Luther tunlich abriet, hineinzublicken.

All diese Lehren lehnte Mayhew, obwohl selbst ja aus dem Calvinismus kommend, konsequent ab, und machte gegen die Idee der Gerechtigkeit Gottes die zwingende Güte Gottes stark. Die Erbsünde verwarf er rundheraus und stellte dagegen das optimistische Menschenbild der Aufklärung. Überall blitzt das Gedankengut des modernen Liberalismus bei ihm durch, Gewissensfreiheit, Redefreiheit, Vertrauen in die Urteilkraft des Menschen – eine Vorbedingung jeder demokratischen Selbstgesetzgebung! – und die Idee, dass die wahre Glaubensprüfung sich am Charakter des Menschen vollziehe.

Patriot und Republikaner

Was sich bei Mayhew also offenbart, ist die Wende der Religion in die Sittlichkeit, jenes aufklärerische Programm, das der Religiosität zuvörderst eine soziale, praktische und moralische Funktion zuschrieb. Damit aber vollzieht sich auch eine Wende vom Theologischen ins Politische, und diese zeigt sich bereits an Mayhews lauter Opposition gegen die Entsendung anglikanischer Pfarrer aus dem Mutterland in die Kolonien. Doch es bleibt nicht beim rein kirchenpolitischen Widerstand, und als die englische Krone sich anschickt, zur Refinanzierung des siegreich abge-



Jonathan Mayhew D.D. Pastor of the West Church in Boston, Buchseite

schlossenen Siebenjährigen Kriegs gegen Frankreich nunmehr die Kolonisten mit einer Stempelsteuer zur Kasse zu bitten, legt Mayhew auch seine Stimme in die Waagschale. Er ist es, auf den der berühmte Ausruf „*No taxation without representation!*“ zurückgeht.

Mayhew beginnt, republikanische Aufrufe für eine antimonarchische Union der Kolonien zu verfassen. Er wird Freund von führenden Politikern, darunter spätere Gründerväter wie John Adams, Samuel Adams, John Hancock, Robert Paine u.a. Er gilt als *Whig*, also als

Parteilanger der liberaldemokratischen Richtung, die den royalistischen *Tories* gegenübersteht. Doch was lehrte er als Theologe die Kolonisten? Womit gab er ihnen die geistigen Waffen in die Hand, ihre sich langsam formierende Unabhängigkeitsbewegung zu legitimieren? Ein Blick in die bereits erwähnte Predigt über die Rechte der Kolonisten gibt Aufschluss. Da heißt es:

„Lasst uns nun die Begründungen des Apostels zugunsten unserer Unterwerfung unter die Obrigkeit etwas genauer nachvollziehen. Denn daraus wird einerseits hervorgehen, wie gut und schlüssig es ist, sich jenen Herrschern zu unterwerfen, die ihre Macht in rechter Weise ausüben, und andererseits, wie leichtfertig und unsinnig es wäre, wenn alles vom Apostel solcherart gemeint sein soll, uns Verpflichtung und Gehorsam gegenüber tyrannischen, unterdrückerischen Herrschern anzuzeigen. [...]“

Diejenigen, die sich einer vernünftigen und gerechten Autorität widersetzen, die dem Willen Got-



*Etwas sei nur dann eine Obrigkeit, der Gehorsam geschuldet ist,
wenn sie diese rechte Ordnung tatsächlich garantiere.*

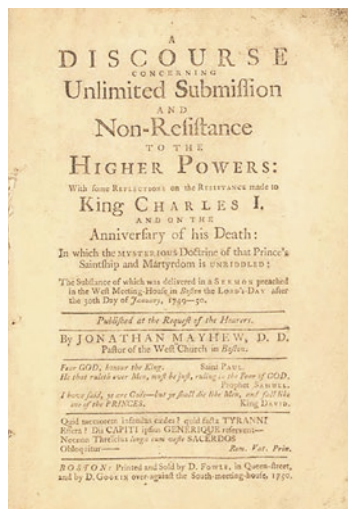


tes entspricht, widersetzen sich wirklich dem Willen Gottes selbst; und werden deshalb von ihm bestraft. Aber wie beweist dies, dass diejenigen, die sich einer gesetzlichen, unvernünftigen Herrschaft widersetzen, die selbst dem Willen Gottes widerspricht, sich damit dem Willen und der Ordnung Gottes widersetzen würden? [...]

Nach sorgfältiger Prüfung der Begründungen des Apostels in dieser Passage scheint es also, dass seine Argumente für die Unterwerfung so beschaffen sind, dass sie nur zugunsten der Unterwerfung unter solche Herrscher gelten, wie er sie selbst beschreibt; d.h. die zum Wohle der Gesellschaft herrschen, was das einzige Ziel ist, um desentwillen nämlich ihre Herrschaft eingerichtet ist. Gewöhnliche Tyrannen und öffentliche Unterdrücker haben keinen Anspruch auf Gehorsam von ihren Untertanen, kraft dessen, was der inspirierte Apostel hier niedergelegt hat.“

Vordenker und Legitimator

Was wir hier lesen, ist nichts Geringeres als eine theologische Ableitung des Widerstandsrechts gegen politische Tyrannei. Grundlage ist für Mayhew dabei das 13. Kapitel des Römerbriefs des Apostels Paulus. Jener fordert dort den Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, weil diese die rechte Ordnung garantiert. Mayhew liest diese Argumentation nun normativ auch in die gegensätzliche Richtung: Etwas sei nur dann eine Obrigkeit, der Gehorsam geschuldet ist, wenn sie diese rechte Ordnung tatsächlich



Diskurs über unbegrenzte Unterwerfung,
Predigt von Jonathan Mayhew

garantiere. Ist dies nicht der Fall, stellt sich freilich die Frage, auf welche Weise eine Abhilfe möglich ist und wie eine gottgefällige Ordnung wiederhergestellt werden könne.

Dieser Gedankengang war für die Amerikanische Revolution deshalb so zentral, weil sie sich nicht als einen neuen und willkürlichen Gesellschaftsentwurf verstand, sondern als Restauration der altergebrachten Verfassung geordneter Freiheit, wie sie die Kolonisten in der Neuen Welt erfahren hatten. Dort, in der Auseinander-

setzung mit einer „wilden“ Umwelt, hatten sie sich selbst als Ordnungskräfte in einem kulturschöpfenden Wirken, das eine noch bedrohliche Umgebung Stück für Stück in die Zivilisation überführte, begreifen gelernt. Die Einmischung der englischen Krone wurde von den Kolonisten als tyrannischer Übergriff auf diese natürlichen und wohleingeübten Rechte empfunden. Um den Gedankengang Mayhews in seiner radikalen Konsequenz noch deutlicher herauszustreichen, seien hier noch einige Zitate aus unterschiedlichen seiner Schriften kombiniert:

„Tyrannei bringt Ignoranz und Brutalität mit sich. Sie erniedrigt Menschen von ihrem rechtmäßigen Status zu dem des Viehs; sie dämpft ihren Geist; unterdrückt die Kunst; löscht jeden Funken edler Glut und Großzügigkeit in den Brüsten derer aus, die von ihr versklavt werden; macht von Natur aus starke und große Köpfe schwach und klein und triumphiert über die Trümmer der Tugend und der Menschlichkeit.“



*Daraus folgt, dass der Fürst,
sobald er sich über das Gesetz erhebt,
den König im Tyrannen verliert.
Er ent-königt sich praktisch selbst.*



„Keine Herrscher sind eigentlich Gottes Diener außer jenen, die „gerecht sind und in Gottesfurcht regieren.“ Wenn einmal Magistrate gegen ihr Amt handeln und dessen Auftrag, wenn sie die Öffentlichkeit berauben und ruinieren, anstatt Hüter zu sein ihres Friedens... dann hören sie sofort auf, Vollstrecker und Diener Gottes zu sein, und verdienen so einen prächtigen Leumund nicht mehr als gewöhnliche Piraten und Wegelagerer.“



Jonathan Mayhew

„Der König ist durch seinen Eid ebenso verpflichtet, die gesetzlichen Rechte des Volkes nicht zu verletzen, wie das Volk verpflichtet ist, sich ihm zu unterwerfen. Daraus folgt, dass der Fürst, sobald er sich über das Gesetz erhebt, den König im Tyrannen verliert. Er ent-königt sich praktisch selbst.“

„Zu sagen, dass Untertanen im Allgemeinen keine rechten Beurteilungsinstanzen des Gesetzes sind, wenn ihre Gouverneure sie unterdrücken und den Tyrannen spielen und wenn sie ihre Rechte verteidigen... ist ein so großer Verrat, wie ihn noch nie ein Mensch ausgesprochen hat.“

Der lange Nachhall eines Lebens

Jonathan Mayhew starb schon 1766, doch seine Worte lebten weiter und seine Stimme wurde noch lange gehört. Die Versuche der englischen Krone,

den zivilen Ungehorsam der Kolonisten mit Waffengewalt zu brechen, setzten über die Jahre eine Eskalationsspirale in Gang, die das herzliche Band mit dem Mutterland schließlich ganz durchtrennte. Mit jedem Soldaten, der in die Kolonien entsendet wurde, um die Rebellion unter Kontrolle zu bringen, verstärkte sich der Eindruck, dass man es hier mit einer fremden Besatzungsmacht zu tun habe. Aus Demonstrationen wurde Aufruhr, aus Über-

fällen wurden regelrechte militärische Konfrontationen, aus den ersten Schlachten wurde ein landesweiter Krieg.

Zehn Jahre nach dem Tod des streitbaren Theologen erklärten die dreizehn englischen Kolonien ihre Unabhängigkeit, die sie – ein einmaliger, revolutionärer Akt! – vor der Weltöffentlichkeit begründeten. Sie legten dar, warum sie den englischen König nicht mehr als legitimen Herrscher anerkannten und aufgrund welcher Legitimität sie nunmehr ein eigenes Staatswesen aufrichteten. Der Geist der Unabhängigkeitserklärung ist durchweht vom Geist Jonathan Mayhews, und ihr Hintergrund ist ebenso theologisch wie politisch. Im Rückblick erinnert sich später John Adams an Jonathan Mayhew als eines „transzendentalen Genies, das all das Gewicht seines großen Ruhms für sein Land in die Waagschale warf, mit Eifer und Inbrunst bis zu seinem Tod“.

Unabhängigkeits-Erklärung der Vereinigten Staaten

gegeben im Kongreß am 4. Juli 1776

Einstimmige Erklärung der dreizehn Vereinigten Staaten von Nord-Amerika:

Wenn im Laufe menschlicher Begebenheiten ein Volk genöthigt wird, die politischen Bande aufzulösen, die es bisher mit einem anderen vereinten, und unter den Mächten der Erde die gesonderte und gleiche Stellung einzunehmen, zu welcher es durch die Gesetze der Natur und des Schöpfers derselben berechtigt ist, so erheischt die geziemende Achtung vor den Meinungen des Menschengeschlechts, daß es die Ursachen öffentlich verkünde, welche jene Trennung veranlassen.

Wir halten die nachfolgenden Wahrheiten für klar an sich und keines Beweises bedürftig, nämlich: daß alle Menschen gleich geboren; daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten begabt sind; daß zu diesem Leben, Freiheit und das Streben nach Glückseligkeit gehöre; daß, um diese Rechte zu sichern, Regierungen eingesetzt sein müssen, deren volle Gewalten von der Zustimmung der Regierten herkommen; daß zu jeder Zeit, wenn irgend eine Regierungsform zerstörend auf diese Endzwecke einwirkt, das Volk das Recht hat, jene zu ändern oder abzuschaffen, eine neue Regierung einzusetzen, und diese auf solche Grundsätze zu gründen, und deren Gewalten in solcher Form zu ordnen, wie es ihm zu seiner Sicherheit und seinem Glück am zweckmäßigsten erscheint.

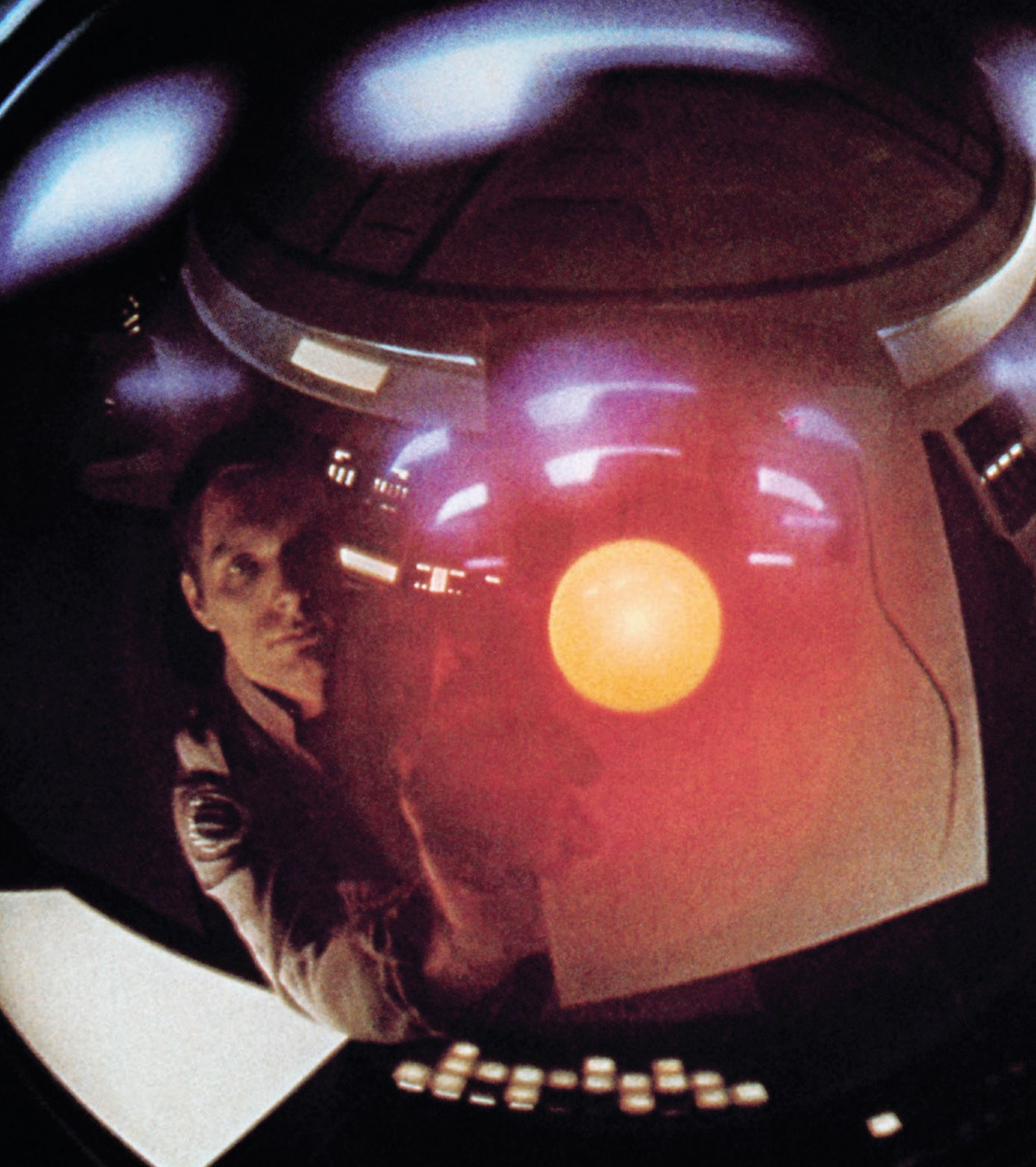
Klugheit zwar gebiete, schon lange bestehende Regierungen nicht um leichter und vorübergehender Ursachen willen zu ändern, und dieser gemäß hat alle Erfahrung gezeigt, daß die Menschheit geneigter ist, zu leiden, so lange Leiden zu ertragen sind, als sich selbst Rechte zu verschaffen, durch Vernichtung der Formen, an welche sie sich einmal gewöhnt. Wenn

aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und rechtswidrigen Ereignissen, welche unabänderlich den nämlichen Gegenstand verfolgen, die Absicht beweist, ein Volk dem absoluten Despotismus zu unterwerfen, so hat dieses das Recht, so ist es dessen Pflicht, eine solche Regierung umzustürzen, und neue Schutzwehren für seine künftige Sicherheit anzuordnen. Dieser Art war das nachsichtige Dulden dieser Kolonien, und dieser Art ist nun auch die Nothwendigkeit, durch welche sie gezwungen werden, das frühere System der Regierung zu ändern. [Es folgt eine Auflistung der Verfehlungen des englischen Königs Georg III.]

Bei jedem grade dieser Unterdrückungen haben wir in den unterthänigsten Ausdrücken um Abhülfe gebeten: unsere wiederholten Bitten wurden nur durch wiederholtes Unrecht beantwortet. Ein Fürst, dessen Charakter so durch jede seiner Handlungen als Tyrann bezeichnet wird, ist untüchtig, der Herrscher eines freien Volkes zu sein. [Es folgen Appelle an die Blutsverwandtschaft und gegen den Bruderkrieg.]

Wir daher, die Volksvertreter der Vereinigten Staaten von Amerika, versammelt im Generalkongreß, und den höchsten Richter der Welt zum Zeugen für die Reinheit unsrer Absichten anrufend, verkünden hiermit feierlichst im Namen und aus Machtvollkommenheit des guten Volks dieser Kolonien, daß diese vereinten Kolonien freie und unabhängige Staaten sind. [Es folgen Ausführungen zu den außenpolitischen Rechtsfolgen.]

Zur Aufrechterhaltung dieser Erklärung verbürgen wir uns, mit festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, wechselseitig mit unserm Leben, unserm Vermögen, und unsrer unverletzten Ehre.



Österreich

HAL 9000 im Gespräch mit Besatzungsmitglied Dr. Frank Poole
A Space Odyssey, Stanley Kubrick, 1968

Wer legitimiert die Algorithmen?

Von Jörg Mayer



Fast jeder wird diese Erfahrung schon gemacht haben: Sie sprechen von irgendeiner Sache und ehe Sie sich versehen haben, flattert Ihnen die passende Werbung dazu in den Sozialen Netzwerken vor die Augen. Besonders gruslig ist dieser Informationsfluss, wenn Sie dabei noch nicht einmal gesprochen haben. Sie haben nur eine alte Schallplatte mit der ersten Symphonie von Ludwig van Beethoven aufgelegt, doch als der letzte Akkord verklungen ist, schlägt Ihnen der Algorithmus schon ein schönes Tonträger-Set für alle neun vor. Mit Ihrem Lieblingsdirigenten, selbstverständlich.

Wir sind, jedenfalls bei einer mehr oder weniger urban-vernetzten Lebensführung, umgeben von Programmen, die uns permanent analysieren. Unser Dasein wird in zunehmendem Maße nicht nur überwacht, sondern auch gespeichert. Damit sind wir zugleich einem nie dagewesenen Grad staatlicher Kontrolle ausgeliefert, denn hinter *Big Data* steht auch sogleich *Big Government*, das sich an den Schätzen der privaten Datensammler eifrig bedient. Dabei muss man nicht einmal die neuesten Anschläge der EU-Kommission einbeziehen, die ja bereits an entsprechenden Verordnungen arbeitet, um die private elektronische Kommunikation der Europäer künftig automatisiert überwachen zu dürfen. Es genügen schon die derzeitigen Rechts-



grundlagen, wie man an so mancher Handy-Auswertung gesehen hat, die österreichischen Politikern in den letzten Jahren zum Verhängnis geworden ist.

Was diese Ermittlungsmethoden für das Verhältnis zwischen Staat und Bürger bedeuten, geht zwischen dem Applaus über die K.O.-Siege der vielgelobten WKStA über die vielgescholtene ÖVP, die Österreichs Politlandschaft so gehörig umgekrempelt haben und erstmals die Chance auf eine linke Parlamentsmehrheit eröffnen, unter. Die legitime Praxis staatlicher Ermittler, bei ausreichendem Tatverdacht etwa eine Hausdurchsuchung durchzuführen und Beweismaterial gegen einen Beschuldigten sicherzustellen, hat nie beinhaltet, dass hier tatsächlich dessen ganzes Leben mit all seinen jahrelangen Privatgesprächen in staatliche Hände falle. Genau solche Daten finden sich auf unseren Mobiltelefonen aber mittlerweile, und wer sie in die Finger kriegt, hat je auch uns in der Hand – und damit zugleich unsere Bekannten, deren Gesprächsinhalte mit uns sich ebenfalls auf unserem Handy finden. Es ist daher kein Wunder, dass mittlerweile der „Beifang“ im Vordergrund zu stehen scheint: Der Staat muss nur mehr an ein erstes Handy kommen, um von dort die Konversationen von Hunderten mitzulesen. Wer allzu leichtfertig dazu neigt, politisch unbotmäßige Nachrichten zirkulieren zu lassen, kann ganze Freundeskreise mit hineinziehen.

Der roboterhafte Mensch und die Tücken der Programmierung

Die Idee, dass der Mensch eine Maschine sei, die nicht einfach nur überwacht, sondern auch gesteuert werden könne, ist uns unbehaglich. Dass man unsere künftigen Entscheidungen, wo man nur genügend Daten über uns bereits gesammelt hat, mit



Dr. Bowman und Dr. Poole, als sich HAL 9000 verselbständigt

erstaunlicher Zuverlässigkeit voraussetzen kann, stellt unsere gesamte Autonomie infrage, dringt intim in unser Ichempfinden ein. Für den kanadischen Philosophen Paul Churchland aber ist unser Ich genau dies: nur ein Gehirn, ein neurales Netzwerk, dessen „Bewusstsein“ evolutions- und neuro-wissenschaftlich und vermöge Künstlicher Intelligenz vollkommen beschrieben werden

könne. Der Kognitionswissenschaftler Daniel Dennett stößt in dasselbe Horn: Nichts existiere jenseits des Körperlichen, wir seien alle selbst auch nichts anderes als Roboter.

Die Ansprüche, die wir Menschen hinsichtlich unserer Selbstverantwortlichkeit erheben, sind davon freilich auch dann unberührt, wenn wir solche Interpretationen als wahre Beschreibungen unseres Wesens annehmen würden. Denn hier kommt der alte Witz von dem Straftäter zu tragen, der vor Gericht geltend macht, dass er ja für seine Taten nicht verantwortlich sei, da uns alle die äußeren Umstände gänzlich determinieren – worauf ihm der Richter antwortet, dass er ihn dennoch mit bestem Gewissen verurteilen könne, weil er ja ebenfalls von den äußeren Umständen des Strafgesetzbuches determiniert sei. Und selbst ein noch so energischer Verfechter eines roboterhaften Menschenbilds möchte mit Blick auf seinen wissenschaftlichen Standpunkt ernstgenommen werden und nicht hören, dass er das alles ja nur behaupte, weil er selbst roboterhaft sei und eben äußere Einflüsse ihn dazu manipuliert hätten, jetzt so eine Meinung zu haben – weswegen sie auch nicht mehr wert sei als die eines anderen, den die Umstände zur gegenteiligen Meinung verführt haben.

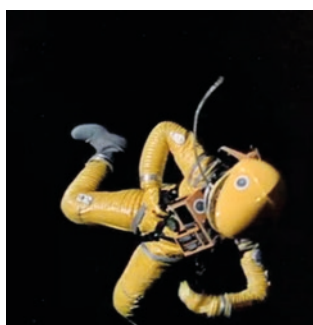
So oder so, die Frage, inwieweit der Mensch als moralischer Agent verantwortlich sei, wo er sich doch einem Roboter so ähnlich erweist, ist ohnedies verfehlt, da wir auf die Zurechnung von Ver-



antwortung nicht verzichten können. Die entscheidende Frage ist die gegenteilige: inwieweit Roboter als moralische Agenten verantwortlich zeichnen sollen, wo sie doch uns so ähnlich sich erweisen! Wer etwa trage die Verantwortung für die Taten eines selbstfahrenden Autos, wenn es selbst diese nicht übernehmen kann? Können wir uns damit abfinden, Maschinen zu konstruieren, die immer mehr in unserer Gesellschaft steuern, ohne ihre Entscheidungen einer Sanktion zu unterwerfen? Nehmen wir einfach in Kauf, dass sie dieses und jenes entscheiden werden, mit den entsprechenden Konsequenzen für reale Menschen, ohne dass wir auf einen realen Menschen als Verantwortungsträger zeigen können: beschuldigend ob des Schadens, lobend für den Erfolg?

Wenn wir darauf verzichten, zwanghaft nach einem Menschen hinter der Maschine zu suchen, dem wir die moralische Bewertung aufbürden, dann wohl deshalb, weil wir in der kalten Rationalität der Maschine, die unbeeinflusst ist von persönlichen Neigungen, menschlicher Korruption und individuellen Affekten, eine sogar gestärkte moralische Instanz sehen, auch wenn sie zur Moralität selbst nicht fähig ist. Und doch ist es umgekehrt gerade diese rationale Kälte, die uns Angst macht: die psychopathische Künstliche Intelligenz, wie der belgische Technologie- und Medienphilosoph Mark Coeckelbergh sie nennt. Und wäre es überhaupt zumutbar, in ein Auto zu steigen unter der Prämisse, dass seine automatische Steuerung, angesichts eines absehbaren Unfalls vor die Wahl gestellt, eher eine Gruppe an Fußgängern zu töten oder den eigenen Insassen, den selbstzerstörenden Crash in die nächste Hauswand vorzieht, um mehr Leben zu retten?

Die Rechtslehre in Österreich zu derartigen Trolley-Dilemmata ist, dass unsere menschlichen Leben als gleichwertige Rechtsgüter nicht gegeneinander



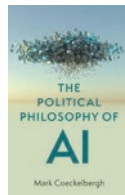
*Dr. Poole, nach dem
Mordanschlag durch HAL 9000*

abgezählt werden können. Wenn Sie daher einen Menschen töten, um mehrere Menschenleben zu retten, greift gleichwohl §75 StGB und Sie begehen einen Mord, das Trolley-Dilemma ist kein Rechtfertigungsgrund (Sie sind aber durch den entschuldigenden Notstand nach §10 StGB straffrei). Das heißt umgekehrt, dass sich, um zum obigen konkreten Beispiel zurückzukehren, der Insasse des selbstfahrenden Autos der Notwehr gegen sein Fahrzeug nach §3 StGB bedienen kann, um sich zu retten.

Sie merken, hier wird es kritisch: Soll das Fahrzeug so programmiert sein, dass es diese Notwehr, die ja das Recht (!) des Insassen ist, zulässt, und dafür den Tod mehrere Fußgänger inkaufnehmen? Oder soll die A.I. in diesem Falle utilitaristisch handeln und verhindern, dass sie vom Insassen deaktiviert wird und dieser wieder die Kontrolle übernimmt? Und wie soll der Gesetzgeber hier die unterschiedlichen Rechte in einen Einklang bringen? Er kann den Fall nicht einfach offenlassen, wie im Falle von menschlichen Akteuren, die in ihrem Recht auf Leben miteinander in Konflikt geraten. Sondern es muss vorab geregelt werden, denn die Künstliche Intelligenz vollzieht das Gesetz mit eisiger Präzision.

Die leidende Maschine und ein sehr vorläufiges Fazit

Die Frage nach der Maschine im Blick auf moralische Aktivität ist nur die eine Seite der Medaille, es gibt hier auch das Moment der moralischen Passivität, das z.B. relevant wird, wenn man die Tugend mit Aristoteles als eine in den Charakter übergegangene Einübung des guten Handelns versteht. Es erscheint mir stets befremdlich, Menschen mit ihrer *Alexa*, dem sprachgesteuerten, internetbasierten Assistenzprogramm, das von *Amazon* vertrieben wird,



reden zu hören – in jenem freundlich-bestimmten Ton, in dem wohlmeinende Herren mit ihren Dienstmägden zu reden pflegen.

Die Vermenschlichung der Technik, wenn wir ihr wie einem anderen Menschen unsere Befehle erteilen, geht einher mit der Einübung eines verdinglichenden Umgangs mit anderen Menschen, indem wir uns diese Befehlsform, die wir einander als Bürger von gleichem rechtlichen Status in einer demokratischen Republik nicht zumuten wollen, wiederangewöhnen. Immanuel Kant würde uns vor der Abstumpfung unserer Sitten in dieser Hinsicht warnen, nicht zuletzt war dies sein Hauptargument gegen unseren entwürdigenden Umgang mit dem Tierreich, dessen Grausamkeiten sich seit seinen Tagen ja noch hundertfach intensiviert haben.

Während hier das Verhältnis, wer wen versklavt, aber klar ist, gestaltet sich das beim Verhältnis von Mensch und Maschine anders. Die Erweiterung seines Informations-, Aktions-, Vergnügungs- und Bequemlichkeitsradius erkaufte der Mensch mit Datenmengen, die letztlich auf eine Verfügbarkeit seines Bewusstseins hinauslaufen. Dabei ist es aber keineswegs eine Bewusstseinsweiterung, worauf hin etwa die Algorithmen in den Sozialen Medien programmiert sind. Im Gegenteil, der geistige Horizont des Nutzers wird datenmäßig erfasst und bekommt dann genau das wieder vorgeschlagen, worin er sich erschöpft. Wenn Sie einen Twitter-Account haben, können Sie das selbst ausprobieren, wie sehr sich ein rein chronologischer von einem vorausgewählten Newsfeed unterscheidet. Am rechten oberen Rand der Startseite der App finden sie ein Sternsymbol, mit dem Sie „Zu den neuesten Tweets wechseln“ können. Der Selbstversuch lohnt.

Was tun, sprach Zeus? Ein Fazit über die vielfältigen Legitimitätsproblematiken, die sich aus dem rasanten Fortschritt computerbasierter Technologien ergeben, kann nur äußerst vorläufig sein. Die Entwicklung schreitet kontinuierlich voran und der Staat hinkt in seinen Versuchen, einen rechtlichen Rahmen zu schaffen, ebenso permanent hinterher. Eine öffentliche Diskussion, ob wir Menschen dies denn alles auch so wollen, gibt es praktisch nicht. Die Technik zwingt sich uns auf und wir können ihr nicht widerstehen. Keine politische Partei nimmt hier programmatisch Stellung: Wir diskutieren die bürgerliche Autonomie an Beispielen wie Impfpflichten, aber die vollkommene Verfügbarkeit des Menschen in seiner digitalen Existenz ist nicht einmal der Rede wert. Wir erregen uns an technischen Methoden von vorgestern und werden vom technischen Morgen vollkommen überrollt. Es gibt keine politische Artikulation von Widerstand.

Die Sozialen Medien haben uns gelehrt, wie verlogen die journalistische Branche auf geradezu täglicher Basis agiert, und sie haben die Legitimität der klassischen Zeitungen, des Hörfunks und des Fernsehens als Vermittler unserer Informationen, als vierte Gewalt im Staate, der wir vertrauen sollen, vollkommen untergraben. Aber die wahre Gefahr geht nicht mehr von diesen Schemen der Vergangenheit aus, die einander jede Woche wechselseitig Journalistenpreise in den Allerwertesten schieben. Die Gefahr ist, dass wir immer mehr Zeit in einer virtuellen Welt verbringen, die uns von unseren realen Mitbürgern entfremdet und in ideologisch homogene Meinungs- und Informationsblasen einsortiert. Und dass hinter den Algorithmen tatsächlich reale Menschen sitzen – Menschen, die wissen, wie steuerbar wir sind.

Die Wahl der Qual

Von Heimo Lepuschitz



Das Land steht vor der wichtigsten Wahlentscheidung des Jahres, die fast niemanden interessiert. Österreichs Ersatzmonarch in der Hofburg wird 2022 neu gewählt und der Wahlkampf droht so spannend zu werden wie ein Fußballmatch Real Madrid gegen den FC Nationalrat. Amtsinhaber Van der Bellen, Alexander der Gütige, milde lächelnd, ruhig und besonnen, weiß bis auf die FPÖ fast alle Parteien und derzeit rund 2/3 aller Österreicher hinter sich. Auch hat sich bereits bei seiner Kandidatur-Ankündigung Österreichs gewohnt äquidistante Journalismus-Branche vor lauter Glückshormonen beinahe überschlagen: Ein Linksgrüner im höchsten Amt des Staates ist ein demokratischer Lottojackpot der sonst so kleinen Blase.

Warum sollte man also gegen den unangreifbaren Kandidaten antreten? Warum Millionen ohne Wahlkampfkostenrückerstattung verschwenden, die jedem möglichen Kontrahenten in einem Nationalratswahlkampf schmerzlich fehlen? Warum nicht das Feld Zählkandidaten wie dem durchaus wortgewaltigen Gerald Grosz überlassen? Die Beziehung des freiheitlichen Lagers zum Ersatzhabsburger in der Hofburg war sowieso immer eine zwischen Abschaffen und Ignorieren.

Gute Fragen, die jeder für sich beantworten muss. Der Autor dieser Zeilen, die vor der Bekanntgabe eines freiheitlichen Kandidaten geschrieben wurde, argumentiert so: Weil gerade die Vorgänge rund um Ibiza gezeigt haben, wie wichtig das Amt des Präsidenten ist. Die mittlerweile aufgedeckten Entwicklungen des Präsidententeams in die Kreise der Ibiza-Putschisten zeigen die dubiose Rolle, die die Hofburg gespielt hat. Ein Kalendereintrag des Präsidenten („Die Bombe platzt“), persönliche Treffen

seines Wahlkampfteams mit dem Ibiza-Detektiv (mittlerweile nicht rechtskräftig wegen Drogenhandels verurteilt), bei der vor Veröffentlichung Teile des Videos gezeigt wurden, sowie E-Mail-Verkehr mit der Präsidentschaftskanzlei zeichnen das Bild eines Bundespräsidenten, der in ein sittenwidriges Anti-Regierungskomplott offenbar eingeweiht war.

Dafür hat der unter Türkis-Blau dauerbesorgte Präsident seit der Regierungsbeteiligung seiner Grünen ein Schweigegelübde abgelegt und ist in seiner politischen Unabhängigkeit so ausgewogen wie der schiefe Turm von Pisa. Coronapolitik, Regierungsschachern, fehlerhafte Gesetze und Postenschacher – nichts konnte ihn zur bisher gewohnten Besorgnis bewegen. Nicht einmal ein Rauchzeichen aus dem Raucherzimmer der Hofburg! Und sollte Österreich angesichts der Dauerkrisen unserer Zeit wirklich einen Staatschef wählen, der am Ende seiner Amtszeit 85 Jahre alt wäre? Auch wäre ein Präsident, der Wirtschaftsdelegationen in andere Staaten anführt, wohl vorteilhafter als einer, der nur mehr seinen Hund in den Volksgarten ausführt.

Letztendlich ist es undenkbar, dass man als Freiheitlicher dem Kandidaten des „gesamten politmedialen Systems“ keine demokratische Alternative gegenüberstellt. Mitte-Rechts-Wähler können von ihrer Grundhaltung heraus keinen linksgrünen Kandidaten unterstützen und verdienen eine ernsthafte, wählbare demokratische Alternative. Wer wie die ÖVP schweigt, stimmt zu – und wird zum Steigbügelhalter der Grünen. Wer VdB wählt, wird zum Lebensretter der schwarz-grünen Desaster-Regierung, die jener als willenloser Angelobungsautomat dauerstützt. Deshalb die persönliche Meinung des Autors: Weniger denn je, VdB.



International

Das Schlaraffenland,
Schulwandbild, Paul Hey, um 1907

Próspera – Die moderne Polis als Dienstleistungsunternehmen?

Von Arnulf Helperstorfer



Ein Gemeinwesen, organisiert nach zivilrechtlichen Prinzipien, der „Staat“ als Privatunternehmer, mit dem die Einwohner einen kündbaren Vertrag abschließen, die moderne Polis als Unternehmen. Dieses Experiment oder die – laut Eigendefinition – Geschäftsidee möchte eine Gruppe libertärer Unternehmer in Honduras wagen. Es könnte ein interessanter Versuch werden, doch noch ist das Projekt mit vielen Fragezeichen behaftet.

Im Jahr 2011 schuf das Parlament der kleinen mittelamerikanischen Republik Honduras das Gesetz zur „Einrichtung von eigenen Zonen für Arbeit und wirtschaftliche Entwicklung“ (ZEDE: Zonas de Empleo y Desarrollo Económico), mit dem auf seinem Territorium sogenannte „Privatstädte“ ermöglicht wurden. 2020 startete das Projekt Próspera auf der Insel Roatan nördlich der honduranischen Küste in der karibischen See, inzwischen stehen die ersten Gebäude.

Doch wie soll sie aussehen, diese moderne Polis? Der Jurist und Unternehmer Titus Griebel, einer der Unterstützer dieses Unternehmens, umreißt das Konzept in einem Satz: *„Für einen gewissen Jahresbeitrag bietet sie den Einwohnern Schutz von Leben, Freiheit und Eigentum, wie in einem liberalen Minimalstaat.“* Der Betreiber ist ein



*Der Kunde kann entscheiden, ob er
das Vertragsangebot des Stadtbetreibers annehmen will.*



gewinnorientiertes Unternehmen, mit dem die Einwohner einen Servicevertrag abschließen. Der Vertragsabschluss ist freiwillig, kann aber vom Vertragspartner jederzeit wieder aufgekündigt werden. Aus dem Steuerzahler wird damit ein Kunde, der für gewisse Leistungen eine entsprechende Gebühr bezahlt. Ein weiterer wesentlicher Unterschied zu den herkömmlichen Gemeinwesen ist die einseitige Unabänderbarkeit des Vertrages. Auch moderne westliche Staaten versuchen zwar zunehmend als Dienstleister gegenüber ihren Bürgern aufzutreten, dennoch müssen die Bürger beispielsweise Steuererhöhungen, die von den zuständigen Gremien beschlossen werden, hinnehmen. Das soll es in der Privatstadt nicht geben; der abgeschlossene Vertrag zwischen dem Privatstadtbetreiber und dem Stadtkunden kann nur beiderseitig abgeändert werden.

Im Gegenzug fällt damit jedoch politische Mitbestimmung, wie wir sie in westlichen Demokratien kennen, weg. Der Kunde kann entscheiden, ob er das Vertragsangebot des Stadtbetreibers annehmen will, er kann nicht oder nur im Verhandlungsweg über den Umfang des Angebots entscheiden – wie bei einem klassischen privatrechtlichen Vertrag. Leistungen, die über den Schutz von Leben, Freiheit oder Eigentum hinausgehen und die in klassischen Staaten vom Gemeinwesen übernommen und durch Steuern finanziert werden, wie beispielsweise Müllabfuhr, Schul- und Sanitätswesen etc., bieten in der Privatstadt ebenfalls Private an, mit denen eigene Verträge abzuschließen sind. Auf diese Wei-



Schlaraffenland, Postkartenserie,
Oskar Herrfurth, vor 1934

se werden die Grundkosten für das Leben niedrig gehalten.

Erfüllt der Stadtbetreiber seine Verpflichtungen nicht, wird er gegenüber dem Servicenehmer schadenersatzpflichtig. Streitigkeiten zwischen Betreiber und Kunden werden analog zum Handelsrecht durch Schiedsgerichte geschlichtet. Als gewinnorientiertes Unternehmen, das Kunden anziehen soll, wird die Privatstadt selbst ein Interesse an Rechts- und Vertragssicherheit sowie einer funktionierenden Infrastruktur haben, da die Kunden den Vertrag ja jederzeit

kündigen und wegziehen können; der Privatstadtbetreiber ist jedoch an den unbefristeten Vertrag gebunden und kann nur wegen genau definierten Fehlverhaltens (wie z.B. krimineller Handlungen) kündigen. Im Idealfall wird es nicht nur eine Privatstadt sondern eine zunehmende Anzahl geben, die miteinander in Konkurrenz stehen, wodurch Qualität und Angebot gesichert werden. Die Abstimmung über die Privatstadt findet damit nicht über Wahlen sondern mit den Füßen statt. Findet die Privatstadt nicht genügend Kunden, scheitert das Unternehmen und geht Bankrott.

„Charter-Cities“ und Sonderwirtschaftszonen

Das Projekt der ZEDE in Honduras fußt ursprünglich auf der Idee der „Charter-Cities“ des US-Ökonomen Paul Romer. In Entwicklungsländern sollen Städte mit speziellem Statut unter der Rechtshoheit eines westlichen Staates oder Staatenverbundes stehen. Die Grundidee dahinter ist einfach: Ent-



*Findet die Privatstadt nicht genügend Kunden,
scheitert das Unternehmen und geht Bankrott.*



wicklungs- und Schwellenländern sollen nicht nur technische Innovationen, sondern funktionierende Verwaltungssysteme übernehmen. Dabei wären Charter-Cities „Opt-in“-Modelle, in die Bürger der betreffenden Staaten ziehen können. Durch garantierte Rechtssicherheit und unternehmerfreundliche Regeln wie niedrige Steuern und Zölle würden sich internationale Unternehmen ansiedeln und Arbeitsplätze für die einheimische Bevölkerung geschaffen. Gleichzeitig sollen sie als Leuchttürme in ihre Umgebung ausstrahlen und als positive Beispiele zu Verbesserungen anregen.

Vorbild sind dabei die chinesischen Sonderwirtschaftszonen wie Hongkong einerseits und Shenzhen andererseits. Stand das 1841 von den Briten besetzte Hongkong bis zur Machtübernahme der Kommunisten 1949 immer im Schatten Shanghais, erlebte es danach einen rasanten Aufschwung. Noch spektakulärer vollzog sich der Aufstieg des nahe liegenden Shenzhen: 1980 wurde unter dem neuen, reformorientierten chinesischen Machthaber Deng Xiaoping in Shenzhen eine Sonderwirtschaftszone eingerichtet, die das kleine Fischerdorf binnen weniger Jahrzehnte in eine der innovativsten und wirtschaftsstärksten Regionen der Welt transformierte. Noch immer ist die Sonderwirtschaftszone Shenzhen das Experimentierlabor Chinas sowohl im Bereich neuer Technologien (wie selbstfahrender Autos oder Drohnen) als auch neuer Ideen im städtebaulichen, sozialen und legislativen Bereich. Shenzhen profitiert dabei von der Finanzkraft Hongkongs und den eigenen hochmodernen Fertigungsstätten.



*Schlaraffenland, Postkartenserie,
Oskar Herrfurth, vor 1934*

Insbesondere Schwellenländer experimentieren mit solchen Modellen. Vierzig Prozent der iranischen Exporte kommen beispielsweise aus Sonderwirtschaftszonen, und auch Dubai lockte mit seinen Freihandelszonen zigtausende neuer Unternehmen und Millionen von Migranten ins Land.

Historische Vorbilder:
von freien Reichsstädten bis
zu britischen Kolonien

Während Zonen mit eigenem Rechtsstatus in den Nationalstaaten

der westlichen Welt inzwischen praktisch verschwunden sind, bietet ein kleiner Blick in unsere Vergangenheit eine ganz andere Perspektive. Die europäischen Städte des Mittelalters, insbesondere die freien Reichsstädte des Heiligen Römischen Reiches, boten ein viel größeres Maß an individueller und unternehmerischer Freiheit als die ländlichen Gebiete und wurden so zu Zentren technischer und wirtschaftlicher Innovationen. Das Verhältnis der Landesfürsten zu den Städten war dabei durchaus ambivalent. Einerseits mehrten sie den Reichtum und wurden deswegen mit Privilegien bedacht. Andererseits war ihre Eigenständigkeit vor allem den aufstrebenden Einheitsstaaten der frühen Neuzeit ein Dorn im Auge.

Im Edikt von Potsdam gewährte etwa Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg den aus Frankreich vertriebenen Hugenotten Privilegien wie Glaubensfreiheit, Abgabenbefreiungen und Subventionen für ihre Ansiedlung. Zarin Katharina II. holte deutsche Siedler, später als Wolgadeutsche bekannt, mit ähnlichen Versprechungen nach Russland, ihr



*Der Widerstand aus linken
und linksextremen Kreisen in der westlichen Welt
gegen ein derartiges marktwirtschaftlich-libertäres Projekt
ist vorprogrammiert.*



Enkel Alexander I. führte dieses Anwerbeprogramm mit gezielteren Auswahlkriterien fort. In beiden Fällen ging das Kalkül der Herrscher, die Stärkung der Wirtschaftskraft ihrer Länder, auf.

In den neuen Überseegebieten des Britischen Empire in Nordamerika übertrug die britische Krone Privaten die Konzession zur Gründung von Kolonien. Sir William Penn, Gründer von Pennsylvania, und Lord Baltimore, Gründer von Maryland, schufen Kolonialstatute, die Neuansiedlern vor allem religiöse Freiheiten garantierte und so viele Siedler insbesondere aus religiösen Minderheiten anzogen. Diese historischen Beispiele zeigen, wie sich die Gewährung persönlicher und wirtschaftlicher Freiheiten zum Vorteil aller entwickeln kann.

Chancen und Risiken der
privatstaatlichen Geschäftsidee

Steigende Abgabenlasten und Inflation, immer mehr staatliche Eingriffe in Privat- und Wirtschaftsleben, zunehmende Innovations- und Unternehmerfeindlichkeit steigern fraglos das Interesse an libertären Projekten wie Privatstädten. Die wirtschaftlichen Freiheiten, die das bereits erwähnte Emirat Dubai anbietet und mit denen es Private und Unternehmer aus der ganzen Welt anzieht, verdeutlichen dies. Mit Sicherheit könnte eine Privatstadt wie Próspera weitaus mehr Freiheiten im persönlichen Bereich bieten als ein arabisches Land, selbst wenn dort die Rechtssicherheit in jeder Hinsicht inzwischen verbessert wurde. Doch gerade die Rechtssicherheit

ist ohne Frage die größte Herausforderung für ein rein privatwirtschaftlich getragenes Projekt. Dass die neugewählte Präsidentin von Honduras, Xiomara Castro, im April 2022 ein Gesetz zur Aufhebung des ZEDE-Statuts unterzeichnet hat, nachdem ihr Vorgänger, ein Unterstützer dieser Sonderverwaltungszonen, wegen Drogenhandel an die USA ausgeliefert wurde, verdeutlicht das Problem. Selbst Investitionsschutzabkommen werden nur bedingten Schutz bieten können.

Der Widerstand aus linken und linksextremen Kreisen in der westlichen Welt gegen ein derartiges marktwirtschaftlich-libertäres Projekt ist vorprogrammiert, aber sicherlich nicht die größte Hürde. Die Einmischungen der USA in Mittelamerika zugunsten von Diktatoren und US-Konzernen mit Monopolstellung hat in den Bevölkerungen zu tiefer Skepsis gegenüber den Nordamerikanern geführt. Dazu kommen unfähige und korrupte Regierungen, auf deren Kooperation Privatstädte aber angewiesen sind. In der westlichen Welt sind Privatstädte derzeit wohl kaum realistisch – umso wichtiger ist es, der Bevölkerung des Gastlandes von Anfang an die Vorteile für sie deutlich vor Augen zu führen und durch Taten unter Beweis zu stellen.

Die Geschichte hat oft genug bewiesen, dass auch neue Formen des Zusammenlebens möglich sind und Fortschritt mit sich bringen können. Deutlich zahlreicher als die erfolgreichen Projekte sind jedoch die gescheiterten. Den zukünftigen Betreibern von Privatstädten steht mit Sicherheit ein harter Weg mit hohen Hürden und Rückschlägen bevor.

Die Kehrseite

Von Arnulf Helperstorfer



Es darf angenommen werden, dass die Betreiber von Próspera von Anfang an mit Schwierigkeiten gerechnet haben. Nachdem eine solche Privatstadt realistischer Weise weder in den Demokratien des Westens noch in den Autokratien Asiens Unterschlupf finden wird, bleiben nur Staaten mit notorisch unsicheren politischen Verhältnissen als Gastländer übrig. Dieses Problem wird die Privatstadtinitiatoren wohl weiterhin begleiten; an seiner Lösung wird sich die Zukunft dieser Idee entscheiden. Ohne Rechtssicherheit wird zuletzt jede Privatstadt ohne Einwohner bleiben. Zudem wird sich zeigen, ob die Unternehmer in ihren Gastländern gut ankommen oder die Fehler ihrer linken Antipoden aus vergangenen Jahrzehnten wiederholen. Diese sind nicht nur, aber auch an völligem Unverständnis hinsichtlich der Verhältnisse in ihren Gastländern und den Befindlichkeiten der Einheimischen gescheitert.

Das Konzept, größtmögliche persönliche Freiheit ohne direkte politische Mitbestimmung, Kunde statt Bürger, Dienstleistungsunternehmen statt Staat, klingt für viele westliche Ohren geradezu verstörend. Es stellt das geltende Postulat, dass nur das demokratische Gemeinwesen Freiheit für seine Bürger garantieren kann, radikal in Frage. Es ist auch nicht unbedingt eine Vision für die breite Masse, wie selbst die Verfechter der Idee zugeben. Vielmehr könnten derartige Privatstädte ein Nischenprodukt, ein besonderes Angebot für eine gewisse Anzahl an Menschen darstellen. Überdies ist nicht zu erwarten, dass sich in absehbarer

Zukunft ganze Staaten oder Staatengruppen in „Privatstaaten“ umwandeln werden.

Historisch betrachtet haben aber auch kleine Gemeinden mit neuen Ideen und Lebensformen Einfluss auf größere Gemeinwesen genommen, worauf die Privatstadtbefürworter zu Recht hinweisen. Wie auch immer dieses Experiment ausgeht, sollte es überhaupt nachhaltig in Angriff genommen werden können: Fürchten muss sich wohl niemand vor solchen Privatstädten mit ein paar Tausend oder zehntausend Einwohnern. Zu Massenauswanderungen wird es aus diversen Gründen nicht kommen. Die von den Linken in Aussicht gestellte Massenflucht aus der Solidargemeinschaft steht nicht bevor.

Vielmehr sollte man sich vor dem Widererstarken sozialistischer, kollektivistischer Ideen fürchten. Im Gegensatz zur Idee der Privatstadt haben diese ihr Scheitern stetig aufs Neue unter Beweis gestellt. Unfreiheit, Unterdrückung und kollektive Armut waren die immer gleichen Resultate. Dennoch werden gerade jetzt wieder sozialistische Gesellschaftsmodelle als Ausweg aus den zahlreichen echten und vermeintlichen Krisen angepriesen. Dagegen nimmt sich die Privatstadtidee deutlich harmloser aus – als Idee von einer Minderheit für eine Minderheit. Sicherlich hätten Privatstädte mit zahlreichen Kinderkrankheiten zu kämpfen. Es ist gut möglich, dass sie immer wieder scheitern werden, und es ist wohl selbst für die Initiatoren nicht abzusehen, in welche Richtung sich ihre Idee entwickelt. Einen Versuch ist es immerhin wert. Wer weiß, was wir von ihm lernen können!



Feuilleton

Jungfrau von Orleans
Charles Amable Lenoir, 1900, Paris, Bibliothèque Nationale

Norbert Nemeth

Jeanne d'Arc

Teil 1: Wenn Glaube tötet



In den Morgenstunden des 16. Oktober 1809 wurde der siebzehnjährige Friedrich Staps von Naumburg in Wien von einem württembergischen Erschießungskommando füsiliert. „*Es lebe die Freiheit, es lebe Deutschland. Tod dem Tyrannen!*“ sollen seine letzten Worte gewesen sein. Mit dem Tyrannen war kein anderer als Napoleon, der Kaiser der Franzosen, gemeint. Auf ihn verübte der jugendliche Heißsporn das sogenannte *Schönbrunner Attentat*. Als Motiv gab er die Lektüre von Schillers *Die Jungfrau von Orleans. Eine romantische Tragödie* an.

Die *Jungfrau*, 1801 in Leipzig uraufgeführt, war damals ein beispielloser Publikumserfolg. Wie in vielen seiner Stücke transformierte Schiller ein aktuelles politisches Thema in die Vergangenheit. Dieses Thema war die von Frankreich ausgehende Fremdbestimmung und Herrschaft in den deutschen Landen und Europa. Hoffnungslosigkeit hatte sich zu jener Zeit breit gemacht.

Maßgeblich für das Verständnis der Tragödie ist der Vertrag von Troyes aus 1420, der England (Haus Lancaster) und Frankreich (Valois-Orleans) zu einer Doppelmonarchie verbunden hatte. Daneben bestand das starke Herzogtum Burgund, das ebenfalls französisch-königlichen Blutes gewesen war. Die Landnahme der Engländer begann



Nach der Merlin-Prophezeiung würde einst eine lothringische Jungfrau das Königreich retten.



1415, als Heinrich V. Ansprüche auf die französische Krone erhob. Dieser Anspruch war kein willkürlicher, zumal der französische Dauphin Karl enterbt wurde (er hatte den Herzog von Burgund Johann Ohnefurcht 1419 ermorden lassen) und Heinrich V. als Regent und Erbe des geistig umnachteten Karl VI. eingesetzt wurde. Er war mit dem Haus Valois auch ehelich verbunden.

Somit wäre alles für das Haus Lancaster gelaufen, doch eskaliert der Streit, als 1422 sowohl Heinrich V. als auch Karl VI. sterben: Die Engländer und die Burgunder

auf der einen Seite stehen nun dem schwachen Karl VII. gegenüber. Diesem bleibt nichts anderes übrig, als seine Flucht vorzubereiten, nachdem seine Gegner ihn aus Paris vertrieben und Orléans besetzt haben. Unter diesen Umständen leidet die Bevölkerung des Königreiches Frankreich massiv – die Heimatgemeinde der Jungfrau Johanna, Domrémy, an der Grenze gelegen, im Besonderen. All dies vollzieht sich vor dem Hintergrund einer Zeit, in der das Vertrauen, Gott sei allgegenwärtig, ebenso zum Alltag gehört wie die der Glaube an die Kraft von Seherinnen. Auch der Sagenschatz um Merlin gehört zum Volksglauben: Nach der Merlin-Prophezeiung würde einst eine lothringische Jungfrau das Königreich retten.



Jeanne d'Arc beim Entsatz der belagerten Stadt Orléans

Vor diesem Hintergrund hört die junge Johanna im Alter von dreizehn Jahren erstmals Stimmen, die, wie sie im Verdammungsprozess angeben sollte, Gott und Heiligen entstammten. Die junge Frau geht auffallend oft zur Beichte und zur Kommunion und macht aus ihren Visionen kein Geheimnis, was ihr schon bald zu einer gewissen Popularität verhilft. Immer mehr Franzosen meinen, in ihr die von Merlin prophezeite Retterin zu erkennen. Letztlich bricht sie 1429 zur Burg Chinon auf, um den dort darben-

den Karl VII. von ihrer Mission zu überzeugen: Zwei Aufträge seien es, die Gott ihr gegeben habe, nämlich die Belagerung von Orléans aufzuheben und hernach ihn, den Dauphin, nach Reims zur Krönung und Salbung zu führen.

Daraufhin lässt Karl VII. Johanna von einer Theologischen Kommission untersuchen – vor allen Dingen ihre Jungfräulichkeit, denn man war zur damaligen Zeit davon ausgegangen, dass eine *virgo intacta* nicht mit dem Teufel im Bunde sein könne. Einen Tag nach diesem Befund diktiert sie (Johanna war Analphabetin) ihr bekanntestes Schriftstück, den *Brief an die Engländer*, ein martialisches Farnal, in dem es unter anderem heißt: „*König von England (...) übergebt der Jungfrau, die von Gott*



*Auf der einen Seite spendet ihr Charisma den Franzosen neuen Mut,
auf der anderen Seite fürchten sich ihre Gegner vor der Hexe.*



gesandt, die Schlüssel aller guten Städte. (...) wenn Ihr das nicht tut, wisset, ich bin Kriegsherr (...) und wenn sie sich widersetzen, lasse ich sie alle töten (...)“

Aux armes, Français!

Der heilige Krieg um Frankreich war damit eröffnet. Dessen maßgebliches Ereignis war die Befreiung Orléans am 8. Mai 1429. Sie markiert auch den Wendepunkt im 100jährigen Krieg. Die Stadt war zu dieser Zeit seit sieben Monaten von rund siebentausesend Engländern und Burgundern belagert. Dass die sagenumwobene Jungfrau nun die Bühne betritt, gibt dem militärischen Vorgang die entscheidende Wende. Auf der einen Seite spendet ihr Charisma den Franzosen neuen Mut, auf der anderen Seite fürchten sich ihre Gegner vor der Hexe, sodass das aus rund 5.000 Mann bestehende Französische Heer obsiegt. Der Einzug Johanna in Rüstung auf einem Pferd, ihre Fahne tragend, bejubelt vom Volk, gehört zu den wichtigsten Bildern der französischen Staatswerdung. Ab diesem Moment war das von der Aura des Sieges umhüllte Bauernmädchen eine Berühmtheit. Karl VII. ließ sie Einheiten von bis zu 4.000 Mann führen. So ausgestattet zog Johanna im Juni 1429 los, um den Weg nach Reims frei zu schlagen, was dank ihres Charismas



Krönung und Salbung Karls VII. in Reims

und ihres kommunikativen Elans gelang.

Die Salbung und Krönung Karls VII. war ein Vorgang von immenser Symbolik und realpolitischer Bedeutung, schließlich ging es darum, dem Dauphin durch die Weihe die ihm noch fehlende überzeitliche Legitimität zu sichern. Sie wurde vom Erzbischof von Reims in der Kathedrale nach einem vom Heiligen Ludwig kodifizierten Ritual durchgeführt. Zunächst musste der König schwören, den katholischen Glauben, die Kirche und sein Volk gegen jeden Angriff zu verteidigen. Dann entledigte

er sich seiner Kleider und zog die königlichen an, hernach wurde er mit dem Salböl, durch eine Taube direkt von Gott gesandt, gesalbt. Durch diesen Akt wurde der König zum säkularen Arm der Kirche, wobei zivile Juristen die *Reimser Religion* kritisierten und stets betonten, dass es sich lediglich um eine Bestätigung des königlichen Geburtsrechts handelte.

Johanna wohnte dem *Sacre* bei. Ein Gemälde zeigt sie am Hochaltar, auf den sie ihre linke Hand gelegt hat – eine Geste, die ihr ihre Feinde als Hochmut auslegten. Ab diesem Moment beginnt auch ein Historikerstreit, nämlich: ob mit der Krönung Karls VII. Johanna göttlicher Auftrag erschöpft war oder nicht. Jedenfalls steht Johanna nach Reims auf dem Gipfel ihrer Popularität, die sie nutzen will, um



*Von den Feinden Frankreichs ist es ein kurzer Weg zu der mit
den Engländern kooperierenden Inquisitionsbehörde.*



die Engländer endgültig zu vertreiben. Zu diesem Zweck fasst sie den Entschluss, Paris zu erobern. Was sie zu dieser Zeit nicht wusste, war, dass der nunmehr gekrönte Karl VII. andere Pläne hatte. Er wollte einen Waffenstillstand mit den Burgundern. Zwei Tage nachdem Johannas Heer, bestehend aus rund 3.000 Mann, vor Paris Stellung bezogen hatte, schloss er am 28. August 1429 das Abkommen – wohl um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, denn die Pariser wollten lieber mit den Engländern in Frieden leben als mit den Franzosen im Krieg.



Gefangennahme der Jeanne d'Arc in Compiègne

Die Jungfrau fühlte sich verraten und beschloss, Paris dennoch anzugreifen. Am 8. September, just in dem Moment, zu dem in Notre Dame Mariä Geburt gefeiert wurde, griff sie an. Den darauffolgenden äußerst brutalen und verlustreichen Kampf verlor sie. Ihr Stern begann zu sinken. Sie soll Stimmen, wonach ihre baldige Gefangennahme bevorstünde, vernommen haben. Diese Prophezeiung erfüllte sich am 23. Mai 1430 beim Versuch, die Stadt Compiègne zu befreien, nachdem der zwischen Karl VII. und Philipp dem Guten vereinbarte Waffenstillstand am 17. April 1430 ausgelaufen war. Bemerkenswert ist, dass die Franzosen keinerlei Anstalten unternahmen, um Johanna frei zu bekommen. Im Gegenteil, die Niederlage von Compiègne wurde als persönliche Niederlage einer

von Gott Fallengelassenen interpretiert.

Von den Feinden Frankreichs ist es ein kurzer Weg zu der mit den Engländern kooperierenden Inquisitionsbehörde in Paris, die bereits drei Tage nach Johannas Gefangennahme ihre Herausgabe forderte, zumal sie „*im allerstärksten Verdacht stehe, mehrere Verbrechen, die als Häresie zu empfinden sind, begangen zu haben*“. Für diese Haltung waren im Wesentlichen zwei Motive maßgeblich: Zum einen der Versuch, das *Sacre* Karls VII. zu diskreditieren. Das wäre nämlich wertlos, wenn sich

herausstellte, dass er es nicht einer Abgesandten Gottes, sondern des Teufels zu verdanken habe. Zum anderen die Angst der Amtskirche vor dem Verlust des Alleinanspruches, mit Gott kommunizieren zu können.

Der Prozess gegen die Jungfrau in Rouen beginnt im Februar 1431 und endet mit ihrer Verbrennung am 30. Mai. Er ist ein literarisch und cineastisch vielfach verarbeitetes Thema, wobei der den Prozess führende Bischof von Beauvais, Pierre Cauchon, meist nicht gut wegkommt. Das gilt erst recht für den geistlichen Staatsanwalt Jean d'Estivet. Für ihn war die Jungfrau eine Abgesandte des Teufels, die unendlich viel Leid bewirkt hatte, die Vertreterin einer nicht tolerierbaren Ich-Theologie, die die Einheit von Gott und der Kirche leugnete, in



*Eine Besessenheit vom Teufel konnte auf Grund ihrer Jungfräulichkeit
nicht bejaht werden, sehr wohl aber magische Praktiken.*



dem sie immer wiederkehrend behauptete, sich allein Gott dem Herrn zu fügen, und somit die kirchlichen Autoritäten nicht anerkannte. Schließlich war sie überzeugt davon, dass ihre innere Stimme von Gott kam und über alle anderen Autoritäten siegen würde.

Die These, dass man Gott dienen könne, ohne gleichzeitig der Kirche dienen zu müssen, ist der Kern der theologischen Auseinandersetzung, hinter deren Bejahung der Scheiterhaufen wartete. Johannas Antwort wurde von ihr in einer schlichten und geistreichen Schlagfertigkeit artikuliert, ein Umstand, der das Fass sprichwörtlich zum Überlaufen gebracht hatte. In diesem Frontalangriff auf die Bewahrer der *Una Sancta Ecclesia* liegt vermutlich auch der Grund, warum moderne kirchengeschichtlichen Untersuchungen zu dem Schluss kommen, dass Couchons Vorgehen kirchenrechtlich gedeckt gewesen war. Was nicht bedeutet, dass das Verfahren frei von Verfahrensmängeln gewesen ist.

Konkret wurden ihr zwölf Artikel zur Last gelegt, wobei ihr Hochmut, ihre Gewalttätigkeit und das Tragen von Männerkleidung schwerwiegend waren. Demnach habe sie rein diesseitige kriegerische Absichten verfolgt und sei nicht von Gott gesandt. Eine Besessenheit vom Teufel konnte auf Grund ihrer Jungfräulichkeit nicht bejaht werden, sehr wohl aber magische Praktiken. Unmittelbar nach



Jeanne d'Arc wird auf dem Scheiterhaufen hingerichtet

dem Schuldspruch wurde sie zum Scheiterhaufen geführt. Die Chroniken berichten von einer besonders qualvollen Verbrennung. Ihre Asche wurde in die Seine geworfen, außer ihr Herz, das trotz des Einsatzes von Brennmitteln nicht zerstört werden konnte – so die Legende.

La vierge est morte,
vive le roi!

Johannas Tod wurde umgehend politisch instrumentalisiert. Nur eine Woche nach der Hinrichtung ließ der englische König ein Rundschreiben kursieren, wonach die

kirchlichen Richter erkannt hätten, dass die Jungfrau blasphemisch und hochmütig gewesen sei und Dämonen angerufen habe, was von der Universität Paris bestätigt wurde, denn „die Kirche würde mit Füßen getreten und Satans Ungerechtigkeit würde die Welt beherrschen“. Karl VII., dessen Legitimität damit erneut in Frage gestellt wurde, antwortete darauf nicht.

Für ihn wird Jeanne d'Arc erst zwanzig Jahre später wieder zum Thema. Nach ihrem Tod hatte Karl VII. seine Verhandlungen mit den Burgundern weitergeführt, schließlich einigte man sich im Vertrag von Arras 1435 darauf, die Verbindung zwischen den verfeindeten Brüdern neu zu regeln. Hernach wurden die Engländer 1449 endgültig vertrieben. Lediglich Calais verblieb ihnen. Wichtiger ist aber,



*Zu dieser Zeit war Karl VII. zu einem mächtigen Herrscher aufgestiegen.
Es war nun nicht mehr alleine in seinem Interesse, klar zu stellen,
dass er seine Macht nicht einer Ketzerin verdankte.*



dass Rouen im November 1449 befreit wurde, wodurch die gesamten Prozessakten in französische Hände gelangten.

Zu dieser Zeit war Karl VII. zu einem mächtigen Herrscher aufgestiegen. Es war nun nicht mehr alleine in seinem Interesse, klar zu stellen, dass er seine Macht nicht einer Ketzerin verdankte. Auch der Vatikan wollte den nunmehr großen König auf seiner Seite wissen. Das Urteil von 1431 war dabei im Wege, konnte aber nicht ohne weiteres beseitigt werden, zumal es kirchenrechtlich wirksam

war. Der einzige Ausweg bot sich in einem Revisionsverfahren – ein durchaus aufwendiger Vorgang, der letztlich sechs Jahre dauern und mit der Rehabilitierung der Jungfrau enden sollte.

Dem mittlerweile verstorbenen Bischof Cauchon wurde vom Vatikan die Hauptschuld am Ausgang des Verdammungsprozesses zugewiesen. Er habe auf Druck der englischen Prozessherren eine Reihe von Verfahrensmängeln zu vertreten: So wurde moniert, dass der Angeklagten kein Anwalt beigegeben



Die Berufung der Jeanne d'Arc, Eugene Thirion

worden war, die Verhandlung nicht öffentlich geführt wurde, das rechtliche Gehör nicht gewahrt war, sie in englischer und nicht in kirchlicher Haft war, ein Rekurs an den Papst verweigert wurde und sie ohne ein zwingend erforderlich gewesenes Urteil eines weltlichen Richters hingerichtet wurde. Auch wurde beanstandet, dass die Tatsache ihrer Jungfräulichkeit unterdrückt worden war.

Letztlich wurde das Revisionsurteil am 7. Juli 1456 in Rouen verkündet und damit das Urteil von 1431 kassiert. Die beiden Urteile spiegeln

nicht nur wider, wie Jeanne d'Arc Spielball politischer Interessen gewesen war, sondern auch den Umbruch vom Mittelalter zur Neuzeit. Derweil der Verdammungsprozess von abergläubischen Vorstellungen getragen war, steht die Feststellung vom Fehlen verfahrensrechtlicher Garantien im Zentrum des späteren Urteiles. Berühmt geworden ist folgender Satz einer Sorbonne-Vorlesung von 1834: „*Auf dem Scheiterhaufen von Rouen endete das Mittelalter und begann die Neuzeit.*“

Durrutis kurzer Sommer der Anarchie

Von Beate Haubner



Spät in der Nacht traf der Leichnam in Barcelona ein. Es hatte den ganzen Tag geregnet, und die Autos, die den Sarg begleiteten, waren mit Lehm überkrustet. Die schwarz-rote Fahne, die den Leichnam bedeckte, war schmutzig. Im Laufe der Nacht schritten Tausende von Menschen an Durrutis Sarg vorbei. Sie warteten im Regen, in langen Reihen. Ihr Freund und Anführer war tot. Die Massen erhoben die Faust zum letzten Gruß. Sie stimmten die anarchistische Hymne an: *Hijos del pueblo*, Söhne des Volkes. Die Szenerie war tragisch und grotesk zugleich. Sie glich einer Radierung von Goya.

Gleich den „Sternstunden der Menschheit“ begegnen jedem Historiker immer wieder Momente, denen er gerne einmal beigewohnt hätte. Das Begräbnis Buenaventura Durrutis 1936 wäre eine Gelegenheit gewesen, solch eine Sternstunde mitzuerleben. Hans Magnus Enzensberger beschreibt die gespenstische Szene in seinem im Jahre 1977 erschienenen Roman *Der kurze Sommer der Anarchie*, einer literarischen Biografie über den katalanischen Volkshelden Buenaventura Durruti, der während des Spanischen Bürgerkrieges die Utopie einer anarchistischen Gesellschaft Realität werden ließ.

Bereits in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hatte der Anarchismus in Spanien viele Anhänger gefunden, zumal das parlamentarische System von 1843 die Herrschaft der Gutsbesitzer bestätigte. Der Anarchismus in Spanien hat geschichtlich eine Sonderstellung: Bereits auf ihrem ersten Kongress 1870 hatte sich die spanische Arbeiterbewegung für Bakunin und gegen Marx entschieden. Spanien ist somit das einzige Land, in dem Bakunins radikale Ideen Realität geworden sind. Bald gab es in jedem Dorf zumindest einen „Erleuchteten“: Arbeiter, die weder tranken

noch rauchten und sich zum Atheismus bekannten. Typisch war für diese Gruppe vor allem, dass sie sich nie als politische Partei verstand und daher die Teilnahme an Parlamentswahlen und Regierungsämtern kategorisch ablehnte. Sie wollten sich des Staates nicht bemächtigen, sondern ihn abschaffen. Dazu waren bewaffnete Aufstände und Sabotageakte an der Tagesordnung.

Seine negative Legitimität leitet der Anarchismus nicht aus Religion oder bürgerlichen Rechten ab, im Gegenteil. Bakunin hat uns ein ungemein aufschlussreiches Dokument hinterlassen, nämlich seinen sogenannten *Revolutionären Katechismus*. Von einem Anarchisten würde man sich erwarten, dass er das Wesen des Anarchismus erklärt, nämlich dass das Gewaltmonopol von der juristischen Person Staat auf die einzelnen natürlichen Personen heruntergebrochen werden soll, um dadurch Machtmissbrauch unmöglich zu machen. Aber nein! Bakunin setzt überraschend eine ganz andere Priorität in seinem „Katechismus“: Der erste Punkt lautet schlicht und einfach: „*Verneinung Gottes*“. Der zweite, episch etwas breiter: „*Achtung der Menschheit muss den Kult der Gottheit ersetzen*.“ Es fol-



Im spanischen Hinterland entwickelte sich jene soziale Revolution, die schon länger auf der anarchistischen Agenda stand. Ziel war es, libertäre Utopien für Millionen von Menschen umzusetzen.



gen vier weitere Punkte, die vor allem das Prinzip der faktischen Gleichheit aller und die Abschaffung des Staates zum Inhalt haben.

*Wer uns nicht hilft,
den werden wir vernichten.
Wir vernichten alle,
die uns den Weg
zur Freiheit versperren.*

In dieser Atmosphäre entwickelte sich der spanische Anarchismus im Windschatten des Spanischen Bürgerkrieges als Folge dramatischer Verelendungerscheinungen. Er ist auch unter dem Begriff „Spanische Revolution“ bekannt. Auf der einen Seite tobte von 1936 bis 1939 der Spanische Bürgerkrieg, der mit einem Sieg Francos über die Spanische Republik endete. Doch parallel dazu, für die Geschichtsschreibung anscheinend eine Randnotiz, zeitigte der Juli 1936 die Geburtsstunde eines Experiments: Im spanischen Hinterland entwickelte sich jene soziale Revolution, die schon länger auf der anarchistischen Agenda stand. Ziel war es, libertäre Utopien für Millionen von Menschen umzusetzen.

Vor diesem Hintergrund stieg der Metallarbeiter Durruti in den 1920er-Jahren zu einer der zentralen Figuren des spanischen Anarchismus auf. Er, einer der Hauptwidersacher Francos, starb unter ungeklärten Umständen im Spanischen Bürgerkrieg 1936, wobei manche Vermutungen dahin gehen, dass er von einem kommunistischen Meuchelmörder erschossen wurde. Weggefährten beschreiben ihn als bescheiden und fest an seine Ideen glaubend. Duruti-



Plakat der Federación Anarquista Ibérica

ti war alles andere als ein Salonanarchist. Tagsüber an der Werkbank stehend blieb er Zeit seines Lebens authentisch, war kühn und kannte die Schwächen der Menschen. In seiner Anarchie sollte niemand zu etwas gezwungen werden. Die Vernunft jedes Einzelnen sollte jegliches Verhältnis einer Über- und Unterordnung überflüssig machen. In diesem Geiste war er bekannt als Racheengel der Armen, galt weder als bedeutender Redner noch als großartiger Stratege, wohl aber als

ein guter Agitator. Darüber hinaus war er der erste Anarchist, der begriff, dass man ohne Disziplin keinen Krieg führen kann. Die Miliz stützte sich grundsätzlich auf den freien Willen des Einzelnen, aber diese Freiwilligkeit erwies sich im Laufe der Kämpfe als lebensgefährliche Fiktion. Auch durfte es in einer Freiwilligenarmee streng genommen keine Strafen geben, was sich in der Praxis ebenfalls als nicht zweckmäßig erwies.

*Wir haben die organisierte Indisziplin.
Jeder trägt Verantwortung vor sich selbst
und vor dem Kollektiv.*

Im Gegensatz zum Modell kommunistischer Staaten war die Spanische Revolution nicht zentralistisch angelegt. Ein Vergleich zur Russischen Revolution zeigt das sehr deutlich. Lenin etwa hatte einen Staat gefordert, in dem es keine Armee, keine Polizei und keine Bürokratie mehr geben sollte. Als er aber selbst an die Macht kam, installierte er



Typisch für diesen Anarchosyndikalismus war, dass sich ihm, im Gegensatz zu Russland, Angehörige gehobener und freier Berufe anschlossen. Techniker, Ingenieure oder Ärzte unterstützten die Bewegung in großer Zahl.



genau das: eine höchst bürokratische Militär- und Polizeimaschinerie, die während eines langen und schmerzhaften Bürgerkrieges zu Höchstform auflief. Die Partei der Bolschewisten war straff organisiert und gehorchte ohne Umschweife ihrem Parteiführer. Lenin besaß ein untrügliches Gespür für die Gefühle im Volk, verstand es, sich unterschiedlichen Lagern anzupassen und dementsprechend schnell zu reagieren. All das machte die Bolschewiki zu einer effektiven Truppe, der gegenüber schon die russischen Anarchisten der 1920er-Jahre wie Stümper gegenüberstanden, zumal sich bereits hier die diktatorisch organisierte Linke als weit effizienter herausstellte als die anarchistischen Schwärmer, die von einer herrschaftsfreien Gesellschaft träumten. Jahre später wollte Durruti während der Spanischen Revolution diesen anderen Weg einschlagen.

Sein Leitsatz „*Alle Fraktionen an die Arbeit, alle Fraktionen in den Kampf gegen den gemeinsamen Feind!*“ zeigte deutlich, wohin die Reise ging. Das Volk sollte selbst entscheiden, welches Regime es wünschte. In einer gut organisierten Selbstverwaltung versorgte die Spanische Revolution unter den herrschenden Kriegsbedingungen die Bevölkerung. In sogenannten „Kollektivläden“ wurden Güter des täglichen Bedarfs abgegeben. Viele Dörfer bildeten „Libertäre Gemeinden“. In diesen Institutionen waren Handwerk, Dienstleistungen, Landwirtschaft und lokale Industrie zusammengefasst und für jedermann frei zugänglich. Für den Alltag der Menschen waren



Durruti-Plakat

das sehr brauchbare Strukturen zur praktischen Durchführung. Typisch für diesen Anarchosyndikalismus war, dass sich ihm, im Gegensatz zu Russland, Angehörige gehobener und freier Berufe anschlossen. Techniker, Ingenieure oder Ärzte unterstützten die Bewegung in großer Zahl. So konnte u.a. auch in kurzer Zeit medizinische Betreuung gewährleistet werden, die somit nicht länger ein Privileg der Reichen war.

Kennzeichnend für die Spanische Revolution war aber auch ein hohes Maß an Mitläufertum und Anpassung. Natürlich waren nicht über Nacht Millionen von Menschen zu überzeugten Anarchisten mutiert, aber es war geradezu chic, Anarchist zu sein. Dazu kommt, dass der baskische Nationalismus eine im Kern antimoderne Bewegung, die als Antwort auf die sozial prekären Folgen der Industrialisierung verstanden werden kann, gewesen war. Der baskische Anarchismus kann somit als eine historisch einmalige Symbiose aus Regionalpatriotismus und der Sehnsucht nach einer klassen- und herrschaftsfreien Gesellschaft betrachtet werden. Mit anderen Worten: Die republikanische Ordnung wurde nicht nur von rechts bekämpft. Dieser Kampf war von entsetzlichen Greueltaten gezeichnet.

Barcelona war ohne Zweifel die Stadt, in der das Feuer der Revolution am hellsten glühte. Mit dem typischen blauen Overall, den die modebewussten Katalanen kreierten, bekannte man Farbe und huldigte heiter und beschwingt dem anarchistischen Zeitgeist. Mit dem Anarchismus zog Lebensfreude



Mit dem Anarchismus zog Lebensfreude und der unbändige Wille zu Freiheit und Unabhängigkeit ins Land, was von den etatistisch orientierten Kommunisten mit Argwohn und Feindseligkeit notiert wurde.



und der unbändige Wille zu Freiheit und Unabhängigkeit ins Land, was von den etatistisch orientierten Kommunisten mit Argwohn und Feindseligkeit notiert wurde. Letztlich bekämpfte man sich auch mit Waffengewalt. Kein Geringerer als George Orwell hat in *Mein Katalonien* diesen Krieg innerhalb der linken Hemisphäre beschrieben. Orwell kam 1936 als Zeitungsreporter nach Barcelona, schloss sich zunächst der Miliz der Marxistischen Arbeiterpartei an und kämpfte an der Front

in Aragonien. Bald musste er aber erkennen, dass die Marxisten die Methoden der faschistischen Geheimpolizei anwandten, um ihnen nicht genehme linke Gruppen auszulöschen. Letztlich wurde er auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen zu einem erbitterten Feind des sowjetischen Totalitarismus: *„Jede ernsthafte Zeile, die ich seit 1936 geschrieben habe, habe ich direkt oder indirekt gegen den Totalitarismus geschrieben.“*

•
Das ist ja ganz gut und schön mit euren Theorien.
Aber die Anarchie ist die eine Sache
und die Familie eine andere.
•

Die Spanische Revolution scheiterte zeitgleich mit dem Sieg des Faschismus über die Spanische Republik. Den Anarchisten unterlief, wie es Horst Stowasser in seinem Werk *Anarchie! Idee-Geschichte-Perspektiven* sehr treffend beschreibt, ein



Buenaventura Durruti

Kardinalfehler. Vor diesem Fehler hatte bereits im 19. Jahrhundert Michail Alexandrowitsch Bakunin gewarnt. Für ihn konnte eine neue Gesellschaft nur in der völligen Überwindung der alten Form entstehen. Ein Mensch, autoritär geprägt und staatlich geformt, sei kaum in der Lage, sich auf eine von Grund auf neue Gesellschaftsform einzustellen: Zu tief seien die alten Muster verankert. Amorphismus, die Zerstörung des Alten, war für ihn eine gangbare

Methode, um ans Ziel zu kommen.

Nicht Paläste, Museen oder Fabriken in die Luft zu sprengen, war das Mittel, sondern es galt, das Übel an der Wurzel anzupacken: Zerschlagen aller herkömmlichen Institutionen und Herrschaftsmechanismen. Geschähe dies laut Bakunin nicht, so würde die neue Gesellschaft wiederum das Alte, die Autoritäten und Hierarchien, die sie ja abschaffen möchte, übernehmen.

Der Kampf gegen alte Verhältnisse durfte nicht bloß zum Ritual werden, er musste Ansätze für Neues hervorbringen. Die spanischen Anarchisten verabsäumten es demnach, die staatlichen Strukturen konsequent zu eliminieren. In ihren spanischen Hochburgen gingen sie davon aus, dass die Eroberung von wirtschaftlicher Macht und des kulturellen Alltags genügen würde, um ihre Utopie zu realisieren. So blieb der Staatsapparat weitgehend unangetastet – und der Sommer der Anarchie war ein kurzer.

Ein Geist, der an sich selbst zerbrach

Von Laila Mirzo



„**W**er sich den Gesetzen nicht fügen will, muss die Gegend verlassen, wo sie gelten!“, wusste schon der alte Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe. Seien es nun weltliche oder göttliche Gesetze, Rolf Peter Sieferle wollte sich diesen nicht mehr fügen und so verließ er nicht nur die Gegend, sondern gar die Welt. Am 17. September 2016 wählte er im deutschen Freiburg den Freitod.

Der Krebs, die drohende Erblindung und die Frustration über die fahrlässige Migrationspolitik Angela Merkels mögen gemeinsam den tödlichen Strick um seinen Hals gelegt haben. Der Blick in die Zukunft zeigte dem deutschen Industriehistoriker keine lebenswerte Perspektive. Übrig blieben Bücher, Schriften und die schier greifbare Verbitterung eines Geistes, der an sich selbst zerbrach.

Sein letztes Werk *Finis Germania* über das Ende Deutschlands, so wie wir es kennen, war auch der Siegel seines Lebens. Ein Buch, gleich einem mahnenden Testament, doch mit einer recht eigensinnigen Interpretation der Geschichte des deutschen Volkes. Darin scharfe Kritik an der unkontrollierten Einwanderung und das Fazit, dass Massenmigration und Sozialstaat nicht vereinbar seien. Damit hatte Sieferle die rote Linie der bedingungslosen deutschen Willkommenskultur überschritten.

Die Reaktionen darauf erlebte der Autor nicht mehr. Posthum wurden ihm allerlei Gedankengut bis hin zu Antisemitismus vorgeworfen – Anschuldigungen, die er selbst nicht mehr entkräften konnte, die aber symptomatisch für unsere Gesellschaft und ihren Umgang mit Meinungsdisidenten ist. Den Bogen überspannt hat Sieferle gewiss, als er den „Antigermanismus“ mit dem Antisemitismus

gleichsetzte. Als Historiker hätte er es besser wissen müssen. Kein Verbrechen am Menschen hat die Perfidität der Argumentation, die Brutalität der Ausführung oder die Kaltschnäuzigkeit der Bürokratisierung je übertroffen.

Bevor Rolf Peter Sieferle zum „rechten“ *Enfant terrible* wurde, war er in der grünen Bewegung durch natur- und energiegeschichtliche Bücher wie *Der unterirdische Wald* über die Ausbeutung der Steinkohle bekannt und wurde dafür in der links-intellektuelle Szene gefeiert. 1994 vollzog er mit seinem Werk *Epochenwechsel* einen inneren Richtungswechsel und kehrte dem herrschenden Zeitgeist immer mehr den Rücken zu.

Der ehemalige Anhänger des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes durchlebte ein Erwachen aus dem links-ideologischen Denken und wurde zum Kritiker des universalen Humanitarismus. Sieferle durchlebte eine, mit Sicherheit schmerzvolle, Metamorphose vom Idealisten hin zum Realisten. Er erkannte, dass Europa die kulturellen und sozialen Lasten der Massenmigration auf Dauer nicht schultern kann. Mit dieser Erkenntnis wechselt er quasi politisch die Seiten, und als er seine Gedanken zu Papier bringt, erklären ihm die ehemaligen Gesinnungsgefährten den offenen Krieg.

„Vom Freidenker zum Rechtsradikalen“ schrieb die Frankfurter Allgemeine Zeitung über den „verlorenen Sohn“ Sieferle. Doch neben den reflexartigen Verurteilungen, hätte es den Mainstream-Medien gut zu Gesicht gestanden, zu beleuchten, warum es *Finis Germania* auf die Spiegel-Bestseller-Liste geschafft hat. Doch nicht etwa, weil das deutsche Volk das „betreute“ Denken satthatte?



Besprechungen

Landsberg an der Warthe
Hochwasser 1888

Rolf Stolz

Was man schreibt und warum

Rückblicke auf ein deutsches Leben



Wenn man sieben Lebensjahrzehnte hinter sich gebracht hat, mehr als dreißig Bücher veröffentlicht hat, ein knappes Dutzend Sachbücher, mehr als ein halbes Dutzend Romane, etliche Gedicht- und Essaybände, dazu Kinder- und Photographiebücher, wenn der schöne, sprich belletristische Teil dieser Veröffentlichungen in den bisher neun einer inzwischen auf zwanzig Bände angelegten Ausgabe meiner WERKE im Verlag Edition Bärenklau das Licht der Welt erblickt hat, dann dürfte es nicht als vermessen angesehen werden, zurückzublicken.

Trotz manches Verschweigens und mancher Vernebelung ist es in aller Regel lohnender, von einem Verfasser zu dessen Lebzeiten Aufklärung zu erhalten über dessen Herangehen an die Literatur und sein Leben, statt posthum von einem Sekundärschreiber belehrt zu werden, welche Einkaufszettel der Nachlass des teuren Toten bereithielt.



Manch einer beschreibt zunächst einmal seinen Ausgangspunkt und plant die nächsten Schritte, ehe er den Fuß hebt und losgeht. Das ist nie meine Sache gewesen. Ich habe mit neun oder zehn Jahren kindlich und naiv begonnen, den Stift in die Hand zu nehmen und mich in den Wettbewerb mit den Brüdern Grimm und mit Ludwig Bechstein zu stürzen, die für meine eigenen Märchen die ersten Paten und Vorbilder waren. Mit elf erwarb ich eine umfangreiche Geschichte der deutschen Literatur, las sie voller Begeisterung und hatte mein ungefähres Bild davon, was einen Schriftsteller und was einen Dichter ausmacht.

Hinzu kam der erste Roman, den ich nachts unter der Bettdecke im Schein einer Taschenlampe las, Hemingways *Wem die Stunde schlägt*, und einiges drumherum: Gedichtanthologien, eine Biographie Frithjof Nansens, Felix Graf Luckners *Seeteufel*, Bücher aus dem Krieg und vom Segelfliegen, Karl May und der Jugendkrimi *Das schwarze Gespenst*. Erst drei Jahre später waren die *Buddenbrooks* an der Reihe – für mich immer noch das Beste und das einzige Geniale, was Thomas Mann je geschrieben hat – um kurz danach den *Mann ohne Eigenschaften* und Proust als für mich unverträglich beiseitezulegen, mich bei Jerry Cotton von den hochgepriesenen Langeweilern zu erholen und hineinzugeraten, nachdem ich erst einmal das *Holzschiff* betreten hatte, in die Welt des Hanns Henny Jahnns, hingerissen von den über zweitausend Seiten des *Fluß ohne Ufer*. In diesen Jahren las ich viel und schrieb eher wenig: sowohl simple als auch hochgradig komplizierte Gedichte und eine eher geschehensreduzierte Kurzprosa.

Mit sechzehn floh ich während der Schulzeit nach Frankreich, wollte von Straßburg aus Paul Celan in Paris aufsuchen, dem ich zuvor einen unbeantwortet gebliebenen Brief geschrieben hatte. Aber dann nahm mich ein Schweizer Lastwagenfahrer bis Perpignan mit und von da trampelte ich erst einmal

nach Cap Ferret am Atlantik. Ein Diebstahl meiner Geldbestände, womöglich durch einen liebeizenden Landsmann, zwang mich nach Deutschland zurück und der Celan-Besuch blieb auf der Strecke. Der Lastwagen lieferte den Titel meiner Zeitschrift „LKW“ ein Jahr später, als „Literatur Kunst Wissenschaft“ interpretierbar, für die ich unglaublicherweise Originalbeiträge von Friederike Mayröcker, dem Dadaisten Raoul Hausmann aus Limoges, Wolf Vostell und anderen erhielt. Zustande kam – aus Geldmangel, wegen meiner Unbedarftheit in Sachen Technik, der Sabotage durch einen sich für das Drucken zuständig erklärenden Mitredakteur – lediglich der von Rainer Komers gestaltete Siebdruck des Umschlages. Eine verpasste Gelegenheit der *tempi passati!*

Damals war meine feste Überzeugung, man müsse mindestens vierzig sein und einiges erlebt haben, um mit dem ersten Roman zu beginnen. Daran habe ich mich gehalten. Ich war vierzig, als ich auf einem Seminar der Bertelsmann-Stiftung Gerda Wagener kennenlernte, eine Kinderbuchautorin, lebenssprühend und doch mit einer fest eingemauerten Spur kalter Trauer, die nicht nur ihre *Mondin* prägte. Es war für uns beide eine große Liebe, die nach dem zweiten Anlauf kurz vor dem dritten Versuch scheiterte, an mir und meiner Unentschlossenheit zu einem anderen und neuen Leben. Aus diesem Dilemma speiste sich 1992 meine Erzählung in einem Sammelband zu 500 Jahren Kolumbus-Entdeckung. Sie wurde zum Anfangsteil meines ersten Romans *Der Gast des Gouverneurs in der Wand des Kraters*, der Geschichte zweier Frauen und eines Mannes, unterwegs in Mittelamerika Ende 1979 bzw. Anfang 1980.

Ehe ich dieses Manuskript abgeschlossen hatte, interessierte sich Rowohlts für einen Kriminalroman, den ich dann doch erst Jahre später fertig schrieb, nach meinem zweiten Roman *Schwester Schwester*



Bruder, einem bis in den Weltkrieg zurückreichenden Familien- und Mordepos. Während der erste Roman in viereinhalb Monaten entstand, brauchte es für den zweiten dreieinhalb Jahre, in denen ich Monat für Monat im Gefängnis mit einer Frau sprach, die zusammen mit ihrer Schwester wegen Mordes an deren Ex-Mann zu lebenslänglicher Haft verurteilt worden war, und versuchte, hinter ihre Kulissen zu blicken.

Bald schon spürte ich, daß es zwischen den zwei Romanen einen verborgenen roten Faden gab und einen gemeinsamen Schutzheiligen, der dann über der so sich vorbereitenden Trilogie schwebte: MÜNCHHAUSEN. Der dritte Roman folgte in kurzem Abstand: *Mannheim: Frontkämpfer*, in den neunziger Jahren im halb aristokratischen, halb proletarischen und darin an meine Ruhr-Heimat, das Mülheim der Millionäre und der Malocher, erinnernden Mannheim spielend, zentriert um ein zwischen Detektivspiel und Kriminalität schwankendes großes Kind.

Bekanntlich haben Bücher ihre Geschichten und Schicksale: Der *Gouverneur* sollte bei Klett-Cotta erscheinen („In meinen bisherigen zwölf Jahren haben das erst zwei unverlangt eingesandte Manuskripte geschafft, das könnte das dritte sein“, so der Cheflektor Thomas Weck) und erschien dann doch nicht dort, sondern beim kleinen feinen Alkyon Verlag 2001. Der nicht ganz unkomplizierte *Schwester*-Roman überzeugte zwar den Luchterhand-Cheflektor Klaus Siblewski, aber dieser konnte sich nicht gegen die Bedenken des Marketings durchsetzen. Erst 2015 kam die komplette MÜNCHHAUSEN-Trilogie schließlich im Tübinger Ferge-Verlag heraus.

Unterdessen wurde 1999 von einem Kölner Verlag die lange, später auch in rumänischer Übersetzung in der Editurea Limes in Cluj erschienene Erzählung *Die Geschichte der drei spanischen Kavaliers* herausgebracht, aus der 2011 der Roman *Das Blutmeer, die Treppe aus Glas* entstand – ein Amalgam aus

historischen und phantastischen Elementen, angesiedelt im Spanien der Konquistadoren, Inquisitoren und letzten Ritter. Fünf weitere Romane entstanden in den folgenden zwei Jahrzehnten: *Reiten und Krieg*, der Eröffnungsband der noch unfertigen Trilogie OSTEN, einer in die Zwanzigerjahre zurückreichenden Familiensaga zwischen West- und Ostdeutschland; *Estonia*, die Reise zweier Protagonisten in ein kleines zerrissenes und gefährliches Land; *Fast ein Attentat*, der Versuch eines obskuren Geheimdienstmannes, den Gang der Geschichte zu ändern; *Der Stürzer*, das Scheitern eines Mannes an sich selbst, an der Liebe und an zwei Frauen; *Rote Spuren*, der lange Marsch eines umgedrehten Kreuzritters von Jerusalem in das Herz von Frankreich und das einer fremden Frau.

Gedichte haben seit der Kindheit mein Leben begleitet. Von meiner ersten Gedichtveröffentlichung *Das heimatlose Land* an (1978, unter dem Pseudonym Richard Turrill), bis zum jüngsten Buch *Schiebermotzen. Böse Gedichte und verdrehte* von 2021 sind mehrere Gedichtbände erschienen. In der Ausgabe der WERKE wird sich in acht der zwanzig Bände Lyrik finden.

Im Herbst 1989, die DDR bestand noch und wollte 2029 die nächsten vierzig Jahre feiern, vereinbarte ich auf der Frankfurter Buchmesse mit dem Erlanger Straube Verlag, damals ein großer Mitspieler mit 300 Beschäftigten, Fernsehstudios und einem anspruchsvollen Buchprogramm, mein erstes, 1990 im sich vereinigenden Deutschland erschienenen Sachbuch: *Der deutsche Komplex. Alternativen zur Selbstverleugnung*. Das Präludium dazu war 1985 der von mir herausgegebene Sammelband *Ein anderes Deutschland. Grün-alternative Bewegung und neue Antworten auf die Deutsche Frage* gewesen, ein entschiedenes Plädoyer für eine deutsche Konföderation und eine Wiedervereinigung. Ein zweites Buch war bei Straube in Vorbereitung, als Ende 1991



der Verlag durch wirtschaftliche Probleme von der Bildfläche verschwand. Für ein schon gesetztes Buch über die GRÜNEN im Mut-Verlag, das aus dem politischen „Off“ torpediert wurde, erhielt ich statt des Buches ein stattliches Ausfallhonorar.

Dafür wurde das folgende Buch, *Die Mullahs am Rhein. Der Vormarsch des Islam in Europa*, 1994 bei Herbig Langen Müller erschienen, ein voller Erfolg: 50 Teilnehmer bei der Pressepräsentation in Bonn, inklusive der türkischen und iranischen Botschaftsvertreter, viele Rezensionen in den Zeitungen, eine Kurzfassung des Buchinhalts auf der Feuilleton-Titelseite der WELT-Samstagsausgabe, eine Taschenbuch-Ausgabe bei Ullstein. 1997 folgte bei Herbig *Kommt der Islam? Die Fundamentalisten vor den Toren Europas*. 2001 bzw. 2005 wurden beide Bücher im Schatten des 11. September 2001 aktualisiert und neu aufgelegt. 1998 bzw. 2001 erschienen, herausgegeben von dem CSU-Bundestagsabgeordneten und späteren Staatsminister Hartmut Koschyk und mir, die zwei Sammelbände *30 Jahre Zuwanderung. Eine kritische Bilanz sowie Alte und neue Deutsche? Staatsangehörigkeits- und Integrationspolitik auf dem Prüfstand*. 2002 kam bei Herbig *Deutschland, deine Zuwanderer. Fakten – Analysen – Chancen* heraus. Leider zerschlugen sich nach dem Ausscheiden Herbert Fleissners aus der Verlagsleitung 2004 die Möglichkeiten für weitere Bücher bei Herbig Langen Müller.

2009 erschien mit *Machtbestreitung. Politische Essays I*, der erste von bisher vier Sammelbänden politischer Essays. 2016, 2018 und 2019 folgten im Lindenbaum Verlag drei weitere: *Wenn es eine Zukunft gibt; Aussichten, Auswege; Gegenfragen*, ergänzt durch *Auf Nachfrage. Kolumnen und Artikel*. Die Bände *Nur Kunst* von 2009 und *Sprungzeiten*



Juliane und Gottlieb Schultz
Großeltern

von 2017 trugen Essays zur Literatur, Kunst und Kultur zusammen. 1995 gab ich den mit mir in seinen letzten zwei Lebensjahrzehnten befreundeten Dichter Heinrich Schirmbeck (1915–2005) in zwei Bänden heraus, gefolgt 2014 von einem *Schirmbeck-Lesebuch* und 2016 einem *Lesebuch Otto Zur Linde* im Aisthesis Verlag. In fünf Bänden erschienen meine seit 2011 Tag für Tag notierten *Tagehefte* 2016, 2017, 2018, 2019 und 2021. 2011 begann auch die von mir und Professor

Kurt Roessler herausgegebene Zeitschrift RHEIN! der Künstlergruppe KUNSTGEFLECHT ihre Existenz mit einer Mischung aus neuer Literatur bekannter und unbekannter Autoren, ferner Bildender Kunst und Photographie. In elf Jahren erschienen bislang 26 Hefte.

Meine Photographien stehen im Mittelpunkt der Bände *SICHTVERSEHEN – Photographien I* (2020) und *WENDEBLICKE – Photographien II* (2021) und bilden einen wesentlichen Teil des gemeinsam mit dem belgischen Zeichner Jean-Claude Coenegracht geschaffenen dreisprachigen Bildbands *Ecce Homo. Das Tagebuch meines Großvaters* (2014). Jean-Claude Coenegracht hat mehrere meiner Bücher illustriert, u.a. 2013 den Prosaband *Der Abgrundzauberer*. Andere Illustratoren meiner Bücher waren Cornelia Windhab und Michael Sagenhorn. 2021 erschien im Dresdner Verlag Buchhaus Loschwitz *Die Schärfe des Lachens: Wilhelm Busch* – eine umfassende Analyse des Lebenswerks des großen Dichters und Zeichners.

Was hat ein Dichter zu bieten über seine Wortartistik hinaus? Sein Leben, all die Menschen, die ihm durch Küsse und Fußtritte vorwärts geholfen haben, aber auch was er mitschleppt an gehörten Erzählungen, an gesehenen Geschehnissen, an aufge-



nommenen Gerüchen und Stimmungen, und was er mitbekommen hat über die Gene, über die Überlieferungen und Beschweigungen der Familie, über das Insgesamt von Orten und Wanderungen. Es sind all diese Besonderheiten, die durch kein Studium und keinen Fernkurs zu vermitteln sind.

Ich wurde im Ruhrgebiet geboren, in der nicht allzu großen Großstadt Mülheim, aber wie schon mein Vater war ich dorthin eingeschleppt worden aus den Wäldern des Ostens – von einer Mutter, die vier Jahre zuvor von dort vertrieben worden war, aus Wongrowitz in der Provinz Posen. Dorthin hätte sie nach einem gewonnenen Krieg mit meinem Vater und ihren Schwiegereltern zurückkehren wollen. Die hatten noch in Kolmar in Preußen, dem Nachbarstädtchen von Wongrowitz, geheiratet, waren aber 1905 durch die Arbeitsstelle meines Großvaters an die Ruhr gegangen, wo alle ihre fünf Kinder geboren wurden. Bald schon hatten sie dort ein Haus gekauft und lebten in einem selbsterrichteten Ghetto in selbstgewählter Fremdheit, vom Rand des Reiches kommend am Rand der Stadt, abgegrenzt von den alteingesessenen Pfahlbürgern wie von den zugewanderten Arbeitern, die in den beiden Häusern der Kolonie am Ende der Bergstraße ihre halbpolnische Enklave hatten. Die Bergstraße, aus der im Zuge des Kampfes um das von Holland annektierte Elten kurz nach dem Krieg die Eltener Straße wurde, begann in der Eu, den Ruhrauen, und erreichte dort, wo die Häuser lagen, immerhin einige vor Hochwasser schützende Höhenmeter.

Mein Großvater liebte es, als Zugführer in dem kleinen Kabuff ganz am Ende der Güterzüge stundenlang allein zu sein oder am Ende des Gartens von seiner Bank aus auf die Bahngleise des Rangierbahnhofs zu starren. Mein Vater war weniger einsam und zurückgezogen. Er hatte das stoisch-



*Ina-Helga und Karl Stolz
Eltern*

buddhistische Gemüt seiner Mutter geerbt und ihren freundlichen, höflichen, nachsichtigen und hilfsbereiten gemäßigten Autismus. Mit einer fast unerschütterlichen und fast lebenslänglichen Liebe hing er an meiner Mutter.

Meine Mutter war trotz manchen scheinbaren Ähnlichkeiten grundlegend anders als er: charismatisch, unermüdlich und unruhig, bezaubernd und kapriziös, selbstkritisch und hart

gegen sich selbst, aber auch schauspielerisch begabt und doppelgesichtig. Mit meinem Vater verband sie zwar das östliche Fluidum, die Herkunft aus einer sehr speziellen Minderheit vom Rand des Reiches, knapp vor den Weiten Polens, wo das Deutschtum sich in Diaspora-Inseln vereinzelt. Aber was beide unterschied: Die Familie meines Vaters, der nach einer Malerlehre ein sehr korrekter Eisenbahnbeamter wurde wie sein Vater, war geprägt vom orthodoxen Luthertum und von hundert Jahren Preußen, und damit von Werten wie Ordnung, Exaktheit, Zuverlässigkeit, Treue, wohingegen die Familie meiner Mutter in hundert Jahren russischer Herrschaft und zusätzlich begünstigt von einer recht freien reformierten Kirchenkultur es gelernt hatte, in innerem Abstand zum Staat sich kreativ zwischen Russen und Polen durchzumogeln, wachsam und in Bewegung zu bleiben. In der Tat stieß bei diesem Mann und dieser Frau Feuer auf Wasser.

Als Kind lernt man, wenn man beide mag, sehr schnell die Notwendigkeiten einer neutralistischen Schaukel- und Balancepolitik zwischen den Eltern. Mein eigener, begrenzter aber unübersehbarer autistischer Anteil hat mir geholfen, selbst nachtschwarze Ereignisse nicht zu nahe an mich heranzulassen und jene glückliche Unbelastetheit zu spüren, wie ich sie in der Liebe und beim Hören Haydnscher Musik emp-



funden habe – dann, wenn nur das Wesentliche gilt und dieses Wesentliche gleich gültig ist. Die Verschiedenheit meiner Eltern hat mich auf den Beinen gehalten und mir am Ende mehr Kraft gegeben als genommen.

Die Vorfahren meiner Mutter waren seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Konin ansässig – damals noch polnisch, danach ab 1893 zu Südpreußen gehörig, bis Napoleon es 1807 dem Herzogtum Warschau eingliederte. 1815 wurde das östliche Südpreußen mit Konin, Kalisch, Warschau und Lodz ein Jahrhundert lang russisch, während der Westen als „Provinz Posen“ zu Preußen kam. Meine Großeltern mütterlicherseits lebten in Bialoblot, das damals eine deutsche Mehrheit hatte. Nach der Revolution von 1905 versuchte sich der Zarismus zu retten in blinde Hetze gegen Deutsche und Juden als inneren Feind und in ein schon den großen Krieg vorbereitendes Trommeln für die innen- und außenpolitischen Ziele des Panslawismus. Mein Großvater, der als jüngerer Sohn nur ein geringes Erbe zu erwarten hatte, entschied sich in dieser Situation 1912, obwohl er sich immer auch der russischen Kultur verbunden gefühlt hatte und seine Heimat liebte, mit seiner Frau und drei Kindern hundert Kilometer nordwestlich im Preußischen bei Wongrowitz neu anzufangen. Als gelernter Zimmermann baute er eigenhändig sein Haus für eine Familie von zwölf Kindern, hielt Vieh und bewirtschaftete mit zwei polnischen Knechten seine Felder.

Mein Vater kannte Wongrowitz und Kolmar seit Anfang der dreißiger Jahre, als er mit den Freifahrtsscheinen seines Vaters zu den dort gebliebenen Verwandten fuhr und seine Sommerferien auf dem Dorf verbrachte. Aber erst im Krieg lernte er bei einem Fronturlaub meine Mutter kennen, nachdem



Gottfried Schultz, Urgroßvater

er wenig charmant und wenig sensibel beim Tanzen ihre ältere Schwester nach einem jüngeren Familienmitglied gefragt hatte. Geheiratet wurde 1943. Mit einem Dutzend Schutzengeln überlebte mein Vater Krieg und Gefangenschaft und brachte damit ebenso wie meine Mutter mit ihren Vertreibungserlebnissen einiges an Grundierung ein in das, was ich als kriegsnahes Nachkriegskind später fühlte und aufschrieb.

Was kommt alles in einem Menschen zusammen? Das polnische Blut meiner Urgroßmutter, die meinen damals noch mit seiner ersten Frau verheirateten Urgroßvater mit aller Unbedingtheit haben wollte, trotz des Skandals auf dem Dorfe, trotz der Kinder, die wie meine Großmutter unehelich zur Welt kamen und erst durch die Heirat acht Jahre später ehelich wurden. Der Lebenswille meines anderen Urgroßvaters väterlicherseits, der dreiundsechzig war, als mein Großvater geboren wurde. Die unbändige Energie und geballte Kraft, die der Großvater meiner Mutter gehabt haben muss, wenn man auf das Foto schaut, das ihn als alten Mann, die Bibel in den schwieligen Händen, zeigt: Ein Besitzer dreier Bauernhöfe und eines Sägewerks, der drei Ehefrauen überlebt und beerbt hatte.

Wie wenig man weiß über das tiefe Dunkel der Vergangenheit: Über Zeitpunkt und nähere Umstände der Konversionen, über die nicht mehr aufklärbaren Ursachen für einen Absturz in Armut und Erbärmlichkeit, bei dem nur wenig gerettet werden konnte, vor allem ein Zaumzeug aus massivem Silber, das als Symbol gewesener Fallhöhe durch die Generationen bewahrt wurde und erst 1945 in die Hände der russischen Soldateska geriet.

Wie will man wissen, was die eigenen Vorfahren durch ihr Verhalten beigetragen haben zu Glück



und Elend? Manchmal reißt ein Spalt auf: Ein hemmungsloser Wutausbruch eines Menschen, der sonst die Sanftmut selbst ist, oder ein Anfall blinder Eifersucht nahe an äußerster Gewalt könnten ebenso etwas wiederholen, was vor Jahrhunderten geschah, wie die Ruhelosigkeit herumzigeunernder Traveller eine Spur sein könnte für Wanderungen, die meine Leute in den Jahrhunderten an die Scholle gebundener Verwurzelung der Allermeisten

von hier nach dort durch die Welt spülten. Obwohl ich eher ein Spieler bin, halte ich mich an meine höllische Scheu vor dem Spielcasino, die sich durch meine eigene Lebensgeschichte nicht erklären lässt. Vieles kann sein, aber fast alles bleibt spekulativ.

Es ist unwahrscheinlich, aber nicht undenkbar, dass ein Talent so ausgeprägt ist und sowohl vor Vergiftung als auch vor Austrocknen durch eine derartig harte Außenhaut geschützt ist, dass selbst ein Leipziger Literaturinstitut und ein als Belohnung für staatsbejahendes Wohlverhalten schon in jungen Jahren vergebener bunter Strauß von Stipendien, Lesereisen und Preisverleihungen diesen Autor nicht zu ruinieren vermag. Außergewöhnlich selten ist dieser Fall alle Male, und ich bin dankbar, dass mir die verdummenden, korrumpierenden und verformenden Wohltaten erspart blieben.

Mein Literaturinstitut und meine Praktika waren einerseits der linke und später der grüne Aktivismus in den zwanzig Jahren von 1967 bis 1987 und andererseits die Berge. Gelernt habe ich aus unseren unermüdlichen, oft wenig zielgerichteten und oft wenig erfolgreichen rebellischen Anstrengungen, aus der Verbindung mit einigen großartigen Genossen und mit den üblichen Lehrmeistern durch negatives Beispiel. Gelernt habe ich in den Bergen



Rolf Stolz

und von den Bergen: die Selbstüberwindung auf Skiern an einem vereisten Hang, der Aufstieg auf den Montblanc und auf Viertausender im Wallis, der Alleinanstieg über die Gletscher zum Gipfel des Cotopaxi und der heikle Weg zurück. Gelernt habe ich hart an der Schwelle zum Absturz, als das bis dahin harmlose Helgenhorn jenen faulen Fels bot, der im erst später gelesenen Führer durch die Berner Alpen erwähnt wurde, als Füße und Hände

gleichzeitig keinen Halt mehr fanden und nur eine blitzschnelle instinktive Abfolge von Bewegungen mich rettete. Und andere Momente knapp an der berühmten Schwelle warnte, was mitten im Leben mit dem Leben geschehen kann.

Für meine Person bin ich zur Einsicht gelangt, dass meine Erfolge in den neunziger Jahren mit beachteten Büchern in großen Verlagen und Einladungen ins Fernsehen mir zwar wichtige Herausforderungen und Erfahrungen bescherten, ich aber letztlich davon profitierte, als ich in den Nullerjahren mit einer allgemeinen Verengung des Geduldeten und einem Vordringen des legalistischen Islamofaschismus auf diverse Schwarze Listen geriet. Bezeichnenderweise war meine letzte Einladung ins Fernsehen 2005 bei Arte, dem weniger politisch abgerichteten deutsch-französischen Sender. Gewisse rosige Illusionen wurden damals rabiat beseitigt – man wurde zurückgeworfen auf den Kern der Dinge und wurde gezwungen, an der Einzelkämpferfront als Verfemter, Geheimtipp, Sonderling zu bestehen.

Aber falls man dort seine Pflicht tut, falls man weder aufgibt noch sich verrät, dann hat man alle Gründe der Welt für sich, um mit sich einig und zufrieden zu sein, was immer aus der Welt und einem werden mag.

Adharas Stimme



„Indem man sich mit Verstand ausdrückt, muss man Kraft schöpfen aus dem, was allen gemeinsam ist, wie eine Stadt aus ihrem Gesetz, und noch viel stärker. Denn alle menschlichen Gesetze speisen sich aus dem einen, göttlichen Gesetz; dessen Kraft ist unbegrenzt, und es reicht für alles aus und setzt sich durch“, so Heraklit laut Johannes Stobaios (III, S.129,16f., DK 22 B 114). Diogenes Laertios (IX 2, DK 22 B 44) hat dazu noch überliefert: *„Die Bürger sollen für ihr Gesetz kämpfen wie für die Mauer.“*

In dieser Ausgabe unseres Reports waren viele Autoren vereinigt, die, je auf ihre eigene Weise und auf ihrem zugedachten Posten, für das Gesetz kämpfen. Dies kann einem – und vielleicht muss es einem, gleich in welcher Zeit man lebt – manche Verfemung einbringen seitens derer, die, in der tiefsten Bedeutung des Wortes, Gesetzlose sind. Jeder einzelne Mensch aber, der an dem, was ihm nach lauterer Gewissensprüfung das Gesetz scheint, festhält und es gegen seine Feinde verteidigt, zählt zu den Aufrechten.

Das Gesetz gilt. Es gilt, wenn wir den so schwammigen Begriff der Geltung konkretisieren wollen, aber nicht in dem Sinne, dass es als Norm in unserer Gesellschaft wirksam wäre. Nein, es wird oft genug mit Füßen getreten! Es gilt auch nicht so, dass seine Nichtbefolgung durch staatliche Obrigkeit sanktioniert würde. Der Staat ist selbst oft genug Handlanger der Gesetzlosen! Es gilt auch nicht als ein

Verfassungsprinzip, von dem aus andere Rechtssätze interpretiert würden. Die Verfassung schweigt von ihm, sie will nur von sich aus gelten!

Es gilt vielmehr als eine Verbindlichkeit, die dem Menschen eignet, der sich vor einer Natur zu verantworten willens ist, von der her er seine Existenz hat und der gegenüber er rechtfertigen muss, was er überhaupt tut auf dieser Welt und mit dem Leben anfängt, das ihm geschenkt wurde. Es ziemt sich, zum Abschluss dieses Reports den großen österreichischen Rechtsphilosophen Alfred Verdross zu zitieren:

„Der Mensch geht aber doch nicht in der weltlichen Gemeinschaft auf, da er sie als sittliche Persönlichkeit überragt. Daher kann sein Gehorsam ihr gegenüber kein absoluter sein. Er findet dort seine Grenze, wo die Gemeinschaft ihrem Telos, ihren Gliedern zu helfen, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, untreu wird. Würde das Gemeinwesen zum Selbstzweck erhoben, dann wäre der Einzelmensch ein bloßes Mittel und damit der Absolutheit seines Personenseins und Personenwerts beraubt, um die ihm eigene Dimension auf das Absolute hin verkürzt. Aus diesem Grund kann kein Mensch an ein Gebot sittlich gebunden werden, das ihm die Setzung einer unsittlichen Handlung auftragen würde. Solchen Geboten gegenüber besteht nicht nur ein Widerstandsrecht, sondern sogar eine Widerstandspflicht.“

Wir bleiben in diesem Widerstand.

Adhara

The background of the entire page is a high-contrast, black and white photograph of water ripples. The ripples create a complex, organic pattern of light and dark, swirling shapes that cover the entire surface. The lighting is dramatic, with bright highlights on the crests of the waves and deep shadows in the troughs, giving it a textured, almost abstract appearance.

Impressum



Medieninhaber: Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee, Blütenstraße 21/1, A-4040 Linz, Tel.: 0732 736426, E-Post: verein@atterseekreis.at · Herausgeber: ParlRat. Mag. Norbert Nemeth · Redaktionelle Gestaltung: Jörg Mayer, B.A. · Art Director, Bildredakteur: Prof. Dr. Gerhard Rihl

Der Attersee Report behandelt Fragen von gesellschaftlicher und politischer Bedeutung. Er ist ein Produkt des Vereins Freiheitlicher Arbeitskreis Attersee. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder und liegen in ihrer Verantwortung. Die Beiträge bewegen sich innerhalb der gesetzlichen Grenzen der Meinungsfreiheit. Ausführliche Informationen zu unseren Datenschutzbestimmungen finden Sie unter atterseekreis.at/datenschutz.

Bildnachweis (Abk.: (b)=bearbeitet, WiCo=Wikimedia Commons, gemeinfrei): S. 1: akg-images · S. 2: WiCo · S. 3, 5, 68: Falk2 ([https://commons.wikimedia.org/wiki/File:109_526_Reichsschwert_\(cropped\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:109_526_Reichsschwert_(cropped).jpg)), Colourgrading von Büro Rihl, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/legalcode> · S. 4, 6-7: akg-images · S. 10: Pixabay · 11: Pixabay · S. 20: akg-images / Imagno / Gerhard Trumler · S. 21: akg-images / Imagno / Joseph Thaddäus Stammel · S. 24: WiCo / Büro Rihl · S. 25: WiCo · S. 26: akg-images · S. 27: WiCo · S. 30: WiCo · S. 31: WiCo · S. 32: WiCo · S. 33: WiCo (b) · S. 4, 34-35: Allstar Picture Library Limited. / Alamy Stock Foto · S. 36: United Archives GmbH / Alamy Stock Foto · S. 37: United Archives GmbH / Alamy Stock Foto · S. 39: Hanno Niemus (https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hofburg_Wien_Kaiserappartements_017.jpg), „Hofburg Wien Kaiserappartements 017“, Colorgrading von Büro Rihl, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/legalcode> · S. 4, 40-41: akg-images / Paul Hey · S. 42: WiCo · S. 43: WiCo · S. 45: Pixabay · S. 4, 46-47: akg-images · S. 48: akg-images · S. 49: akg-images · S. 50: akg-images · S. 51: akg-images · S. 52: Hervé Champollion / akg-images · S. 54: akg-images / Pictures From History · S. 55: akg-images / Pictures From History · S. 56: WiCo · S. 57: WiCo · S. 4, 58-59: akg-images · S. 62: Rolf Stolz · S. 63: Rolf Stolz · S. 64: Rolf Stolz · S. 65: Rolf Stolz · S. 66-67: Pixabay · Illustrationen auf S. 1, 39, 45, 57, 66, 68: Büro Rihl



Atterseekreis
frei denken

www.attersee-forum.at

Österreichische Post AG
Sponsoring.Post
14Z040199 S